

BIBLIOTEKA GŁÓWNA
Wrocław

 BIBLIOTEKA GŁÓWNA
Wrocław

R 985 II

~~AA~~



SCHLESISCHE MONATSHEFTE

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Herausgeber: Kulturbund Schlesien
Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Landsberger, Breslau

6. Jahrgang



1929

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Breslau 1

1928.338

Inhaltsverzeichnis:

Literatur	Seite	Seite	
Hermann Stehr: Ein Wort über die Schlesischen Monatshefte	1	Dr. von Guttry: Die polnische Literatur der Gegenwart	438
Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen: Breslauer Lessing-Erinnerungen	2	Dr. Walter Meckauer: Die Mondgondel	442
Ludwig Boer: Die Geschichte Wang-Jo's	16	— Gedichte	479
Dr. Fritz Engel: „Wanda“ der neue Roman von Gerhart Hauptmann	33	Dr. Will-Erich Peuckert: Lebende Dichter Schlesiens	460
Bücherbesprechungen S. 41, 86, 133, 179, 227, 281, 366, 406, 453, 500, 544		Kurt Heynicke: Die Maschine Jerome	484
Hermann Stehr: Aus meiner frühesten Kindheit	47	Gerhard Pohl: Der alte Stolbe	529
Prof. Dr. Hans Heckel: Barockdichtung und Schlesien	54	Daniel Czepko: Dichtungen.	531
Fritz Walter Bischoff: Gedichte	64	Dr. Werner Milch: Daniel Czepko	532
Ilse Molzahn: Verwandlung eines Schmetterlings	105		
Veterinärarzt Otto Simon: Holtei und Goethe	123	Musik	
Holtei: Ein unbekanntes Gedicht	127	Peter Epstein: Zu den 2 Klavierstücken von Josef Wagner	21
Dr. Emil Maxis: Vom Wesen des Zeitungsromans. Eine Umfrage. Mit Antworten von Herbert Eulenberg, Hermann Stehr, Thomas Mann, Arnold Zweig, Clara Viebig, Alfred Ker	139	Zwei Klavierstücke von Josef Wagner	22
Margarete Kiefer-Steffe: Gedichte	148	Prof. Max Schneider: Von der Kammermusik — Zur Pflege der Hausmusik	36 80
Aus der Lobrede des Dichters Lohenstein auf den Dichter Christian von Hofmannswaldau	163	— Vom Chorgesang	128
Otto Zoff: Abschied vom Theater	196	Dr. Peter Epstein: Max Schneider zum Abschied — Schlesische Philharmonie	174 219
Friedrich Schleiermacher: Proben aus seinen Werken	207	— Toscanini	277
Max Herrmann-Neisse: Gedichte	212	— Aus Breslauer Bibliotheken und Sammlungen	317
Dr. Rasch: Max Herrmann-Neisse als Lyriker	213	— Aus der Frühzeit des Violinspiels.	361
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theodor Siebs: Das deutsche Institut.	327	— Chronik	402, 495, 539
Paula Ludwig: Totenfeier	360	— Vom Brieger Jugendchor	447
Prof. Dr. Mercker: Literaturgeschichtsprobleme und Schlesische Literaturkunde	383		
Horst Lange: Gedicht	417	Kunst und Kunstgewerbe	
Anna Valetton: Tanz	418	Erich Beier: Musik in Barock	14
		Dr. Hanna Grisebach: Der Bildhauer Thomas Myrtek	30
		Prof. Dr. F. Landsberger: Rundschau: Bildende Kunst S. 82, 176, 221, 279, 362, 404, 449, 496	496
		Prof. Theodor von Gosen: Zur Frage des Künstlerbundes	38

	Seite
Georg Lichey: Das schlesische Toskana . . .	49
Prof. Dr. Franz Landsberger: Die Ausstellung der Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe	59
Museumsdirektor Dr. Erich Wiese: Neuerwerbungen für die altdeutsche Abteilung des Schles. Museums der bildenden Künste	68
Prof. Dr. F. Landsberger: „Das junge Schlesien“ mit Katalog der Ausstellung	94
Dr. Walter Nickel: Johann Baumgart	108
Wolfgang Born: Die Volkswohnbauten der Gemeinde Wien	118
Herbert Bahlinger: Joachim Karsch	143
Eryk Pepinski erzählt aus seinem Leben	154
Dr. Ernst Scheyer: Armand G. Zausig	165
Dr. Fritz Nemitz: Lotte Pritzel	202
Walter Dittmann: Christoph Nathe	208
Dr. Hanna Grisebach: Schinesisches Glas	240
Hüttendirektor Edmund Glaeser: Vom schlesischen Eisenguß	267
Prof. Dr. F. Landsberger: Von Form und Gehalt des heutigen Baustils	287
Max Streit: Aus dem Reich der Farbe	307
Ilse Molzahn: Eine Frau durchstreift die Wuwa	310
Bernhard Stephan: Das neue Postscheckamt.	355
Dr. Günter Kersten: Brieg als Kunststadt	367
Dr. Franz Roh: Das Fenster (zu Bildern von O. Moll)	379
Die umstrittenen Werbeplakate	421
Dr. Nemitz: Eugen Spiro	431
Prof. Buchwald: Ein unbekanntes Bildnis Heines	436
Dr. Christian Gündel: Ofenkacheln aus dem Breslauer Rathaus	480
Dr. Eva Schmidt: Von junger schlesischer Goldschmiedekunst	490
Prof. A. Grisebach: Die schlesisch-böhmische Stadt	505
Museumsdirektor Dr. Erich Wiese: Eine wichtige Neuerwerbung des Provinzialmuseums	514
Dr. August Brücher: Der Maler Moriz Melzer	523
Rob. Samulski: Zum Leben des Malers A. A. Zausig	537
 Theater	
Dr. Hans Hermann Adler: Theaterberichte, S. 37, 83, 129, 175, 220, 278, 328, 403, 450,	540
Dr. Herbert Graf: Die Zukunftsfrage der Oper	65

	Seite
Redakteur Fritz Aulich: Der Mimus in Schlesien	217
Dr. Peter Epstein: Chronik	495

Volkskunde

Der Schlesier in Sprichwort und Redensart.	13
Dr. Charlotte Pauly (Stampen): Spukgeschichten vom rechten Oderufer	77
Dr. Will-Erich Peuckert: Der Wolf und das Lamm	149
Prof. Dr. Richard Kühnau: Die Unterwelt, der Ort der Toten in der schlesischen Sage	204
Prof. Dr. Walter Steller: Sudetenschlesische Trachten	336
Dr. Will-Erich Peuckert: Zur Psychologie des schlesischen Volkes	388
Prof. Dr. Walter Steller: Der deutsche Volkskunde-Atlas	392
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theodor Siebs: Zum schlesischen Wortschatz	397
Oberschlesische Heimat	482

Geschichte

Geh. Rat Dr. Franz Wiedemann: Die Gräfin Lichtenau im Webskyschlößchen zu Breslau	72
Prof. Dr. Friedrich Andreae: Die schlesischen Jahre der Herzogin Dorothea von Sagan	424

Kultur und Bildungswesen

Regierungspräsident Dr. Wolfgang Jaenicke: Brief aus Indien	185
— Von Bombay ins Innere Indiens	343
Prof. Dr. Eugen Rosenstock-Hüssy: Erwachsenenbildung und schlesisches Arbeitslager	112
Prof. Dr. Ludolf Malten: Land und Universität	350
Das Ergebnis des Wuwa-Foto-Wettbewerbes	399
Dr. Werner Milch: Max Hippe	409
Jean Malye: Ein Franzose erlebt Breslau.	413
Walter Rilla: Monolog über den Film	445
Welchen Leser wünsche ich mir? Eine Rundfrage. Mit Antworten von Arnold Ulitz, Arnold Zweig, H. Stehr, E. G. Kolbenheyer, Hans Christoph Kaergel, Alfred Kerr	466
Ein Brief Goethes an den Verleger Max	468
Emil Wohlfarth: Von schlesischen Verlegern	469
Theodor Marcus: Buch und Volk	475

	Seite		Seite
Erster Bürgerm. a. D. Salomon: Zur Einweihung unserer beiden Grenzgymnasien	512	Generaldirektor Dr. Friedrich Bergius: Die Verwertung schlesischer Rohstoffe.	272
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ernst Kornemann: Die Stellung der deutschen Universitäten im Volksganzen	516	Syndikus K. Fleischer: Schlesiens chemische Industrie	273
Natur und Naturwissenschaften		Oberpräsident Lüdemann: Die Aufgaben der Wuwa	285
Prof. Theodor Schube: Schlesiens Baumwelt im Winter	24	Landeshauptmann von Thaer: Schlesien und seine Ausstellung	293
Prof. Dr. W. Herz: Chemische Forschung und Lehre in Schlesien	231	Architekt Paul Heim: Das neue Wohnen. . .	294
Eryk Pepinski: Einfache Heimat	415	Oberbürgermeister Dr. Wagner: Was erwartet die Stadt von der Ausstellung Wohnung und Werkraum?	298
Wohlfahrt		Diplom-Ingenieur Günter Herz: Technisches zur Wuwa	299
Direktor Eberhard Giese: Kinderhilfe in Schlesien	101	Martin Darge: Die Wuwa als Faktor der Wirtschaft	303
Wirtschaft, Verkehr und Städtewesen		Sport	
Stadtbaurat Dr. ing. Althoff: Das städtische Bauprogramm 1929	7	Dr. Fritz Wenzel: Der Ausbau des Breslauer Stadions	193
Martin Darge: Schlesischer Wirtschaftsspiegel S. 38, 85, 130, 177, 225, 320, 363, 451, 498,	542	— Sportberichte S. 40, 132, 280, 321, 364, 406, 450, 499	450, 499
Lehrer Erich Arnold: Der Grenzkreis Groß-Wartenberg	158	Jugend und Heimat	
Die Versuchssiedlung der Ausstellung Wohnung und Werkraum	173	45, 91, 137, 183, 229, 283, 325, 369, 410, 456, 501,	548
Polizeirat Dr. Groba: Der schles. Industrielle .	248	Schlesisches Himmelreich	
Prof. Dr. Diepschlag: Die Entwicklung der schlesischen Eisenindustrie	262	46, 92, 138, 184, 230, 284, 326, 370, 411, 458, 503,	549

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 1

Januar 1929

Jahrgang VI

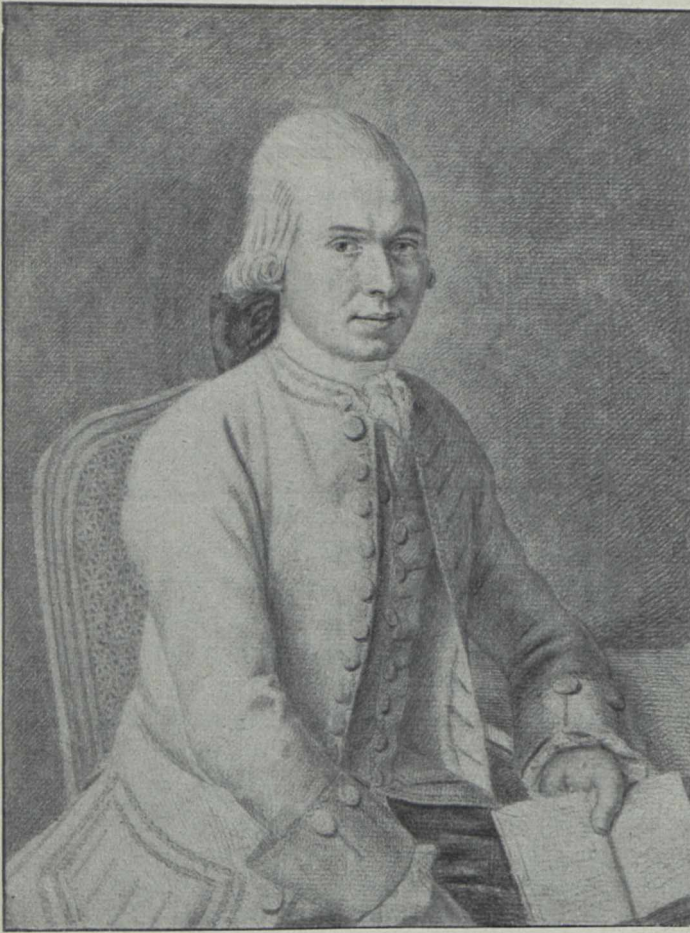
Ein Wort von Hermann Stehr

Zum neuen Jahrgang der Schlesischen Monatshefte

Es gibt keine preußische Provinz, die Schlesien an Vielfältigkeit des Geistes übertrifft. Mag sich der Geist philosophisch, wissenschaftlich, religiös, dichterisch oder in bildender Kunst auswirken, immer greift er entschieden und oft entscheidend in den Gang deutscher Kulturströmungen. Und doch mangelte diesem östlichen Lande lange die klare Vorstellung seiner Wesensart und die überschauende Einsicht in seine vielfache Eigenwüchsigkeit. Darum muß die zielbewußte und gelungene Mühe von jedem Schlesier auf das freudigste begrüßt werden, mit der die Schlesischen Monatshefte sich an die Erforschung der Vergangenheit schlesischer Kultur und die Pflege des geistigen Lebens der Gegenwart dieser selbst den Einheimischen so fremden Provinz angelegen sein lassen. Vielleicht sind die Schlesier oft so schwankend in Entschlüssen, weil sie die Vergangenheit ihres Landes nicht kennen, sind nicht ganz bei sich zu Haus, weil sie nicht in ihrer Geschichte zu Hause sind.

Das aber ist in unserer unterwühlten Zeit von der höchsten Wichtigkeit, da die polnischen Fluten noch lange nicht abgeebbt sind, die das deutsche uralte Kulturland dieser Provinz überschwemmen und vernichten wollen. Die Schlesischen Monatshefte verrichten einen unschätzbaren Dienst am großen deutschen Volkstum und Staat, daß sie die verborgenen Kulturschätze schlesischer Vergangenheit ans Licht heben und ein Sammelbecken des gegenwärtigen geistigen Lebens dieses gefährdeten Grenzlandes sind und damit das Selbstbewußtsein, die Freude an Wert und Würde fördern, die die einzige Grundlage kräftiger Selbstbehauptung darstellen.

Hermann Stehr



1. Ein bisher unbekanntes Lessingbildnis.
Bleistiftzeichnung. Breslau, Schlesisches
Museum f. Kunstgewerbe u. Altertümer

Breslauer Lessing-Erinnerungen

Zur 200-Jahrfeier
seines Geburtstages

Von H. Jantzen, Breslau

Wenn am 22. Januar 1929 alle Welt, soweit sie deutsch spricht, sich rüstet, um Gotthold Ephraim Lessings an seinem 200. Geburtstage dankbar und bewundernd zu gedenken, weil sein Lebenswerk in der deutschen Geistesgeschichte von grundlegender und weitwirkender Bedeutung ist, so darf Breslau sich mit besonderem Stolze rühmen, daß er hier fast 4½ Jahre gewohnt und gewirkt, und daß er hier zwei bahnbrechende Werke entworfen und zum größten Teile niedergeschrieben hat: „Laokoon“, der nicht mehr und nicht weniger als die Begründung einer völlig neuen Ästhetik bedeutet, und „Minna von Barnhelm“, das erste große deutsche Lustspiel, das noch heute, nicht nur in allen Schulen, sondern auch auf der Bühne fortlebt.

Es ist hier nicht der Ort, einen Überblick über die Gesamtleistung des großen Mannes zu geben. Wir wollen uns begnügen, einige Erinnerungen an seine Breslauer Zeit aufzufrischen, die der Mehrheit unserer Mitbürger doch nicht mehr im Gedächtnis sind, die aber die enge Verbundenheit unserer Stadt mit ihm erweisen; denn unsere Lessingstraße, der Lessingplatz und die Lessingbrücke halten ja nur den Namen fest, ein Lessingdenkmal aber, das Erich Schmidt in seiner großartigen Lessingbiographie schon 1884 gefordert hat, fehlt uns noch immer, und die Zeiten sind ja nicht dazu angetan, daß man es in naher Zukunft erwarten

könnte. Die einzige, öffentlich aufgestellte Lessingbüste, am Hause Fährgasse 6, ist aber so wenig wertvoll und zudem so verwahrlost, daß es wahrlich kein Schade ist, wenn sie kaum jemand kennt.

Lessing hatte am 7. November 1760 Berlin verlassen, um einem Rufe des Generals von Tauentzien, des Kommandanten von Breslau, zu folgen, der ihn auf die Empfehlung des gemeinsamen Freundes Major Ewald von Kleist als Sekretär anstellen wollte. Lessing kam gerne, und diese Breslauer Jahre, bis zum April 1765, bedeuteten für ihn nicht nur — zum ersten Male in seinem unsteten und sorgenreichen Leben — eine Zeit wirtschaftlicher Ruhe und Sicherheit, sondern sie förderten ihn auch wesentlich in seiner Kenntnis der Menschen und der Welt wie in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, da sein Dienst ihn offenbar nicht allzusehr in Anspruch genommen hat. Er selbst schreibt am 5. August 1764 an Ramler: „Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden“, und Fichte sagt: „Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, währenddessen dieser Geist ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug.“

An dem Hause Junkernstraße 1/3 ist eine Marmortafel mit dem Bildnis Lessings angebracht, und eine Inschrift weist auf die Tätigkeit Lessings in diesem Gebäude hin. Leider zierte nun diese Tafel eine falsche Stelle; denn man nahm zwar im Jahre 1862, als sie gestiftet wurde, an, daß Tauentzien in diesem Hause seine Diensträume hatte; aber diese Ansicht ist 1905 von Hermann Markgraf widerlegt worden, der nachwies, daß der General das alte schöne Schreyvogelsche Haus in der Albrechtstraße, an dessen Stelle jetzt die Hauptpost steht, für seine Zwecke gemietet hatte und es in den sechziger Jahren benutzte*). Lessing selbst wohnte eine zeitlang auf der Schweidnitzer Straße (43) bei einem Pfefferküchler; die Sage berichtet, daß dieser aus Ärger über Lessings spätes Heimkommen Pfefferkuchenmänner gebacken und verkauft habe, die er mit dem Namen seines berühmten Mieters versah; noch Karl von Holtei weiß von dieser Überlieferung zu erzählen. Sicher hat Lessing in dem Hause Schuhbrücke 18 „Zum Goldenen Horn“ verkehrt, wo sich die Offiziere regelmäßig zu Mahl und Spiel zusammenfanden**), und auch in der „Goldenen Gans“ auf der Junkernstraße ist er gewiß aus- und eingegangen. Am bekanntesten und wichtigsten aber ist das noch heute erhaltene Gartenhäuschen auf dem Bürgerwerder (Abb. 2). Man sieht es von der Königsbrücke aus auf dem Gelände des Heeresversorgungsamtes; damals war dort der „Göldnersche Garten“. In diesem Häuschen schrieb Lessing große Teile der „Minna von Barnhelm“.

Von der amtlichen Tätigkeit Lessings zeugen die Akten Tauentziens, die jetzt zum größten Teil im hiesigen Staatsarchiv, zum kleineren im Stadtarchiv liegen. Eine Reihe dieser Blätter, die Lessing eigenhändig geschrieben hat, hat Markgraf in Max Kochs „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte N. F. 12 (1898) S. 43 ff. herausgegeben. Eines davon, ein Erlaß

*) S. jetzt Markgraf, Kleine Schriften zur Geschichte Schlesiens und Breslaus, Breslau 1915, S. 152 ff.

**) Diese Nachricht stammt von Lessings Freund Klose, der seine Aufzeichnungen erst in den achtziger Jahren machte; Archivdirektor Professor Dr. Wendt hat nachgewiesen, daß dieses Haus erst seit 1777 nach seinem neuen Besitzer Horn diesen Namen führte.



2. Gartenhäuschen auf dem Bürgerwerder, in dem Lessing an seiner „Minna von Barnhelm“ schrieb



Taurentziens an den Magistrat vom 5. Mai 1761 sei hier wegen seines ergötzlichen Inhalts und zugleich als Probe von Lessings Amtsstil mitgeteilt: (Abb. 3)

„Das von einem Hoch Edlen Magistrat allhier, unterm 24ten vergangenen Monats, an mich Erlassene, habe zu erhalten die Ehre gehabt. Ich muß aber frey bekennen, daß mich selbiges nicht wenig befremdet hat, und sollte es mich fast zu dem allgemeinen Glauben, den ich bisher noch immer bestritten, verleitet haben, daß man den Preußischen Soldaten hier in Breslau kaum gern die Luft gönnt. Denn noch nie habe ich gehöret, daß man das Angeln an dem Ufer eines fließenden Wassers, irgendwo in den Königl. Landen dem Soldaten zu einer Raubfischerey gemacht hätte. Mir ist es vielmehr Gegentheils allezeit recht lieb gewesen, wenn ich gesehen, daß der müssige Soldat sich die Zeit mit nichts schlimmerm vertreibt, als mit dem Angeln. Die dem Fischerey-Pächter aber daraus entspringende geringe Beeinträchtigung muß er, da sie nichts neues ist, gleich bey seinem Pachte mit in Anschlag gebracht haben. Daher ich denn zu der mir bewußten Billigkeit eines Hoch Edlen Magistrats um so viel mehr hoffe, daß er den Ungrund der Klagen gedachten Pächters einsehen und ihm sein neidisches Petikum verweisen wird.“

Lessing verkehrte mit fast allen Gelehrten und angesehenen Schulmännern, die damals in Breslau lebten, und durfte sich ihrer Hilfe bei seinen eifrig betriebenen wissenschaftlichen Studien erfreuen. Aus diesem Kreise kennen wir den Rektor des Elisabethgymnasiums Arletius, der zugleich Vorsteher der Rehdigerschen, d. i. der jetzigen Stadtbibliothek war, den Rektor des Magdalengymnasiums Leuschner und seinen Kollegen, Professor Straube, den späteren Geschichtsschreiber unserer Stadt Klose, den Münzrendanten Langner, einen großen Bücherfreund, und den Arzt Dr. Morgenbesser, der Lessing während einer Krankheit im Jahre 1764 behandelte. Arletius besaß ein Stammbuch, das uns noch erhalten ist (Stadtbibliothek St. 8), und in dieses trug Lessing unmittelbar vor seiner Abreise aus Breslau folgende Zeilen ein:

Im Jahre 1768, als Lessing längst anderswo weilte, spielte man in Breslau vielfach seine Stücke. Wir wissen das aus den Theaternachrichten der „Schlesischen Privilegirten Zeitungen“, die auch schon eine literarische Beilage „Schlesische Berichte von Gelehrten Sachen“ hatten. Gerade die Jahrgänge 1767/68 sind äußerst selten und wohl nur noch in dem einen Stück der hiesigen Universität zugänglich. Die darin enthaltenen Berichte über die Aufführung Lessing-scher Dramen sind bisher noch nicht beachtet worden; darum mögen sie hier mitgeteilt werden.

In Nr. 24 vom 24. Februar 1768 lesen wir: „Am 19 eröffnete die allhier angekommene General privilegirte Schuchische Gesellschaft deutscher Schauspieler das Theatre . . .“ „Den 23ten der Freygeist, ein Lustspiel, vom Herrn Leßing.“ In der Beilage Nr. 12, S. 47 heißt es dann: „Freitags, den 11ten März wurde Leßings Freigeist mit allgemeinen Beyfall aufgeführt. Dieser große dramatische Dichter zeigt uns hier den Freigeist auf einer Seite, die nur ein solches Genie, wie Leßing, vollkommen ausmahlen konnte. Dieses Stück, das sich durchaus in gleichem Feuer erhält, ist nach unserer Einsicht, eines seiner besten. Wie stolz kann Deutschland nicht auf diesen Dichter sein!“ (Folgt noch Kritik der Schauspieler).

Am 7. April wurde „Miß Sara Sampson, ein Trauerspiel vom Herrn Leßing“ gegeben, am 25. Mai „auf vieles Verlangen“ der „Freygeist“ wiederholt.

Besonders wichtig sind die Berichte über die Aufführungen der „Minna von Barnhelm“. In den Lessingbiographien wird nur die Tatsache verzeichnet, daß sie am 3. Mai 1768 in Breslau dargestellt wurde. Aus der „Schles. priv. Zeitung“ erfahren wir folgendes Nähere: Mittwoch, d. 4. Mai, Nr. 53: „Den 3ten wurde Minna von Barnhelm oder das Soldaten-Glück, ein Lustspiel von dem berühmten Herrn Leßing, zum erstenmal mit ausserordentlichem Beyfall aufgeführt. Heute wird Minna von Barnhelm, auf vieles Verlangen, nochmals wiederholt“. Sonnabends, den 7. Mai, Nr. 54, heißt es dann: „Den 4ten wurde das Lustspiel des berühmten Herrn Leßing, **Minna von Barnhelm** oder **Das Soldatenglück**, von der Generalprivilegirten, Schuchischen Gesellschaft deutscher Schauspieler, zum 2ten, den 5ten aber zum 3ten male, und zwar auf das laute Verlangen der Zuschauer und besonders des zahlreichen Parterre aufgeführt. Es ist bekannt, daß dieß Stück dem Herrn Verfasser und der deutschen Bühne zur Ehre gereicht; die vortreffliche Art, mit welcher es von dieser Gesellschaft vorgestellet wurde, machte, daß man die Schönheiten dieses Lustspiels ganz empfinden konnte, worunter besonders **Minna** alles schon erwartete übertraf.“ Am 9. Mai wurde das Werk „auf Hohes Verlangen“ zum 4. Male, am 16. zum 5., am 26. Mai zum 6. Male gegeben. Diese sechs Aufführungen innerhalb eines Monats sind ein ganz glänzender Erfolg für jene Zeit. — Auch die damals gerade erscheinende „Hamburgische Dramaturgie“ wird begeistert besprochen.

* * *

Dem Andenken des großen Mannes wird auch eine Ausstellung gewidmet sein, die im Kunstgewerbemuseum von diesem und von der Stadtbibliothek gemeinsam veranstaltet wird. Sie wird eine Reihe von Erinnerungen an Lessing und an Tauentzien enthalten, u. a. eine Anzahl von Lessingbildern und -medaillen. Unter den Bildern ist ein bisher nicht bekanntes, eine Bleistiftzeichnung eines ungenannten Künstlers, die mit größter Wahrscheinlichkeit den Dichter in seiner Breslauer Zeit darstellt; jedenfalls ist die Ähnlichkeit mit dem bekannten Graffschen Bilde unverkennbar (Abb. 1). Von den Örtlichkeiten, die auf Lessing Bezug haben,

wird das Schreyvogelsche Haus und das Gartenhäuschen im Bürgerwerder zu sehen sein. Aus den Handschriftenschatzen der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs werden einige jener Aktenblätter, das Stammbuch des Arletius und ein Band der „Kollektanea“ zur Verfügung gestellt werden. Besonders reich ist der Bestand an wertvollen Erstausgaben Lessingscher Werke. Da haben wir, um nur einige zu nennen, die „Theatralische Bibliothek“ (Berlin, Voß, 1754/5), die beiden zierlichen Duodezbandchen der „Schriften“ von 1755 (Berlin, Voß), die zwölf Bände der „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ seit 1759, den „Laokoon“ (1766), „Minna von Barnhelm“ (1767), „Emilia Galotti“ (1772), „Nathan“ (1779) und viele andere, darunter die berühmte, mit Ramler zusammen veranstaltete Ausgabe der Gedichte Logaus (Leipzig, Weidmann, 1759) und etliche jener fast völlig verschollenen Übersetzungen, mit denen sich der junge Lessing mühselig sein Brot verdienen mußte. Neben diesen Urausgaben werden dann noch mehrere besonders wertvolle Prachtausgaben gezeigt werden, so die prunkhaften Ausgaben des „Nathan“ und der „Minna“, die Karl Robert Lessing, damals Besitzer der Vossischen Zeitung in Berlin, 1884 und 1890 in je 200 Stücken herstellen ließ und verschenkte, die also nicht in den Buchhandel gekommen sind. Derselbe K. R. Lessing gab auch in zwei kostbaren, mächtigen Ganzlederbänden eine „Geschichte der Familie Lessing“ heraus (Berlin 1909), und „K. R. Lessings Bücher- und Handschriftensammlung“, herausgegeben von Gotthold Lessing, erschien in drei stattlichen, ebenfalls prächtig ausgestatteten Bänden von 444, 496 und 640 Seiten Umfang zu Berlin 1914—1916. Dieses Werk mit seiner fast unübersehbaren Fülle wertvollster Urkunden, Briefe, Bücher und sonstiger Erinnerungen an Lessing und seine Zeit, die nicht nur titelmäßig verzeichnet, sondern zum Teil vollständig oder wenigstens inhaltlich wiedergegeben sind, ist eines der wertvollsten Denkmäler der gesamten Lessingliteratur.

Das städtische Bauprogramm 1929

Von Stadtbaurat Althoff

Als ich im Frühjahr 1927 einmal zusammenstellte, was in Breslau zu bauen notwendig sei, kam ich auf die gewaltige Summe von weit über 100 Millionen RM. allein für den Hochbau. Man hat mir damals von Seiten, die den Sinn dieser Zusammenstellung nicht erkannten, eine gewisse Uferlosigkeit in meinen Plänen und Forderungen vorgeworfen. Ein solcher Vorwurf ist sicher nicht begründet; denn die Bauzusammenstellung ist und sollte nichts anderes sein als die Aneinanderreihung der Bauwünsche aller städtischen Verwaltungen zu dem Zwecke, aus diesem großen Strauße das Allernotwendigste herauszusuchen und von dem Allernotwendigsten das wieder herauszufinden, was zu finanzieren im Rahmen der Möglichkeit liegt.

Ein großer Baubedarf liegt in allen Städten vor, einmal weil zehn Jahre Bauzeit während des Krieges und nach dem Kriege für öffentliche Bauten ausgefallen sind, und dann weil nach dem Kriege auf vielen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens sich neue Anschauungen durchgesetzt haben, die neue Bauforderungen zur Voraussetzung haben. Die neue Einstellung zum Sport, zur Körperpflege und zur vorbeugenden Gesundheitspflege verlangt Stadien, Sport- und Spielplätze, Turn- und Schwimmhallen, Jugendherbergen, Säuglingsheime und Kindererholungsheime in viel stärkerem Ausmaße als vor dem Kriege. Grundlegend haben

sich in unserer Zeit die Anschauungen über das geistige Leben, über Ethik, Kunst und Bildung geändert. Daraus folgen veränderte Bauforderungen für die Volks-, Mittel- und höheren Schulen, die besonders auf eine stärkere Durchsetzung mit technischen Unterrichtsräumen und Räumen für die körperliche Ausbildung hinausgehen. Die sich von Jahr zu Jahr verstärkende Berufsausbildung fordert neue und andere Berufs- und Fachschulen.

In einer starken Revolution sind Oper und Schauspiel. Als neue Theatergattung setzt sich das Kino immer mehr durch. Der sprechende Film gibt ungeahnte Möglichkeiten. Wie letzten Endes diese neuen Wandlungen auslaufen und wie sie sich in der Bauentwicklung auswirken werden, kann man nicht übersehen. Für Breslau wissen wir, daß wir mit unseren baulich veralteten und bauunwürdigen Theatern nicht mehr lange werden auskommen können, weil es unmöglich sein wird, auch bei bester schauspielerischer Leistung auf die Dauer die durch die raffiniert ausgestatteten Kinos verwöhnten Menschen in die baulich jede Stimmung nehmenden Theater zu zwingen.

Eine neue Bau- und Wohnkultur hat sich nach dem Kriege durchgesetzt. Sie geht Hand in Hand mit einer grundsätzlichen Umstellung des künstlerischen Baustils, die wieder in der Hauptsache mitbeeinflusst wird durch neue Baustoffe und neue Bauweisen, zu denen die vielen technischen Erfindungen unserer Zeit uns den Weg geebnet haben. Diese und viele andere Neuanschauungen unserer Zeit bedingen mehr und andere Bauten, als wir sie vor dem Kriege errichtet haben.

Aus der ersten großen Zusammenstellung haben die städtischen Körperschaften ein Bauprogramm zusammengestellt und die Mittel dafür bewilligt, das insgesamt für den Hochbau mit rund 17 Millionen RM. abschließt. Es waren darunter:

für die Hauptfeuerwache ein Betrag von	2 750 000 RM.
für zwei Volksschulen, für eine Mädchenberufsschule, für eine Knabenberufsschule, für zwei Gymnasien und für die Handwerker- und Kunstgewerbeschule rd.	8 600 000 „
für Stadien und sonstige Bauten für Leibesübungen, Warmbäder usw.	2 000 000 „
für Krankenhausbauten	1 400 000 „
und für sonstige kleinere Bauaufgaben	2 250 000 „
	<hr/>
zusammen	17 000 000 RM.

Aus diesem Bauprogramm sind inzwischen eine Reihe Bauten fertiggestellt oder im Bau; weitere sollen im Jahre 1929 in Angriff genommen werden.

Fertiggestellt ist die Volksschule in Zimpel, während das Magdalenen-Gymnasium an der Parkstraße und die Mädchenberufsschule an der Paradiesstraße im Jahre 1929 ihrem Zweck übergeben werden können. — Die für Sport- und Körperpflege vorgesehenen Baumittel werden im wesentlichen im Stadion, am Leerbeutel See, im Koseler Waldpark und im Sportpark Opperau verbraucht. Aus ihnen werden auch die Schülerbootshallen am Weidendam und verschiedene Umkleide- und Gerätehallen errichtet.

Von den Krankenhausbauten ist zu Ende geführt der erste Bauabschnitt im Krankenhaus Allerheiligen; der Umbau des Löschhauses wird im Frühjahr 1929 beendet sein.

In Herrnpotsch ist eine Reihe baulicher Änderungen und Verbesserungen durchgeführt worden.

Außerhalb des Rahmens des Bauprogramms sind teils aus Etatmitteln, teils aus besonderen Anleihen durchgeführt worden die Neugestaltung der Obdachlosenbauten mit einem vollständigen Um- und Erweiterungsbau an der Magazinstraße, die Tuberkulosiesiedlung in Herrnpotsch mit rund 32 Wohnungen und 35 Wohngelegenheiten für Ledige, die Wohnhausgruppe an der Bergstraße für 120 obdachlose Familien und das Altersheim am Hatzfeldwege, um Rentnern eine billige und angemessene Unterkunft zu geben und die von ihnen bisher innegehabten Wohnungen für den Wohnungsmarkt freizumachen.

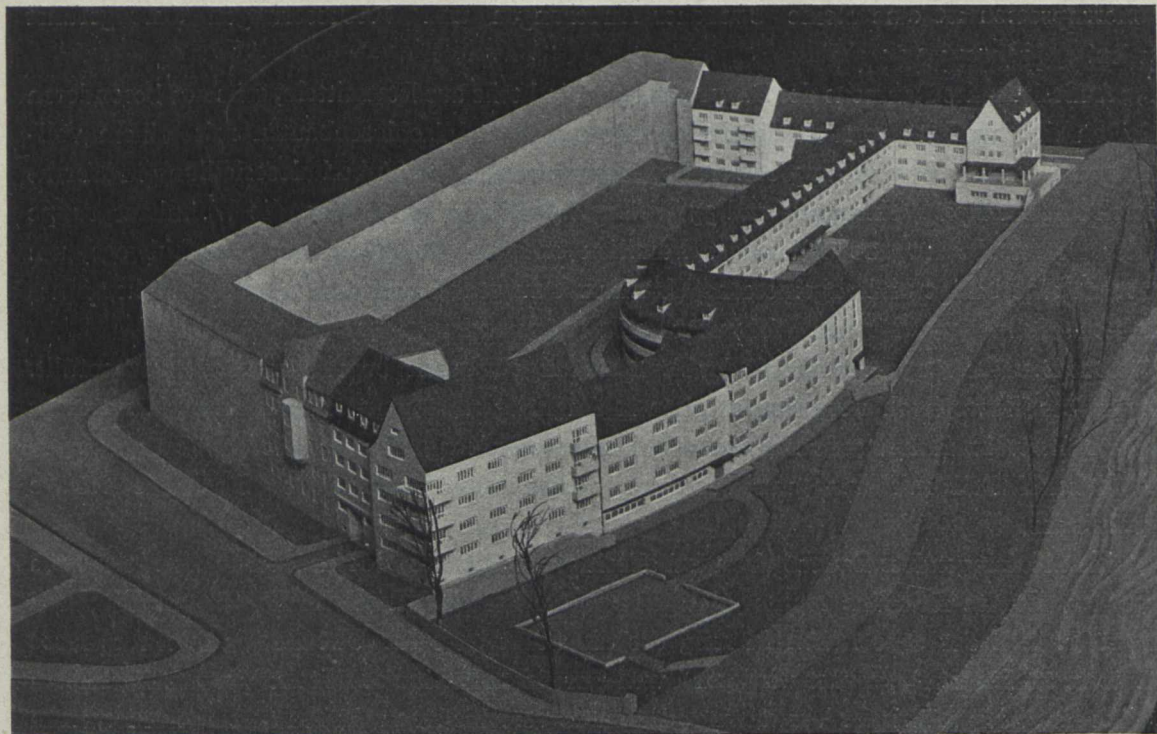
Das Baujahr 1929 ist noch mit der Fertigstellung der bereits begonnenen Bauten ausgefüllt. Ob darüber hinaus noch neue Bauaufgaben in Angriff genommen werden können, hängt nicht von der Bauverwaltung, sondern von der Finanzverwaltung ab, die die für den Bau erforderlichen Mittel nur dann zur Verfügung stellen kann, wenn es ihr gelingt, die Beträge aufzubringen.

Als die dringendste Bauaufgabe wird allseitig der Bau des Technischen Stadthauses angesehen, für das die Pläne bereits vorliegen und das innerlich wirtschaftlich ist, weil dadurch der größte Teil der erheblichen Mieten, die die Stadt jetzt zur Unterbringung ihrer Büros an Private zahlen muß, gespart wird, und weil nur dadurch eine städtische Verwaltungsreform möglich ist. Eine städtische Verwaltung, die an 68 verschiedenen Stellen zersplittert ist, kann nicht einheitlich, straff und mit dem geringsten Aufwand von Personal geführt werden.

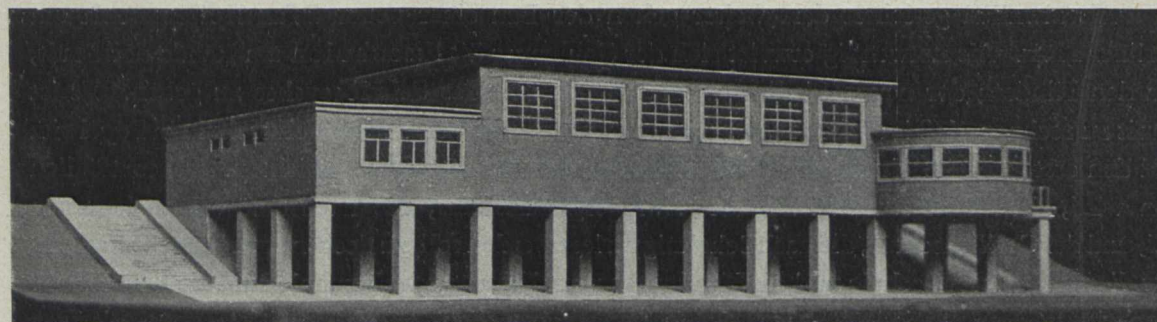
Als ziemlich gesichert darf weiter gelten der Bau einer neuen Pfandleihanstalt am Berliner Platz. Als notwendig erweist sich der Bau neuer Volksschulen am Rande der Stadt, um den Kindern der neuen Siedlungen die Möglichkeit des Schulbesuches zu geben. Es ist damit zu rechnen, daß im Jahre 1929 begonnen werden muß, eine neue Volksschule in Pöpelwitz und den ersten Bauabschnitt einer Volksschule an der Roonstraße zu errichten. Ob es möglich sein wird, die Mittel für den Bau des Zwingergymnasiums, das nach dem Süden kommen soll, und der Cecilienschule, die nach Scheitnig verlegt werden soll, zu decken, ist noch sehr fraglich. Für die Knabenberufsschule und die Handwerker- und Kunstgewerbeschule sind die Baupläne in Bearbeitung. Es ist jedoch nicht damit zu rechnen, daß schon im Jahre 1929 mit dem Bau begonnen werden kann.

Für die sonstigen im Bauprogramm noch vorgesehenen Neubauten (zwei Warmbäder, davon eins im Westen, eins im Osten, ein Wohlfahrtshaus in der Ohlauer Vorstadt, die Erweiterung des Säuglingsheims an der Schulgasse) sind die Pläne fertiggestellt, jedoch hängt auch deren Baubeginn von der Möglichkeit ab, die dazu erforderlichen Anleihen hereinzubekommen und ihre Verzinsung durch den Haushaltsplan zu tragen.

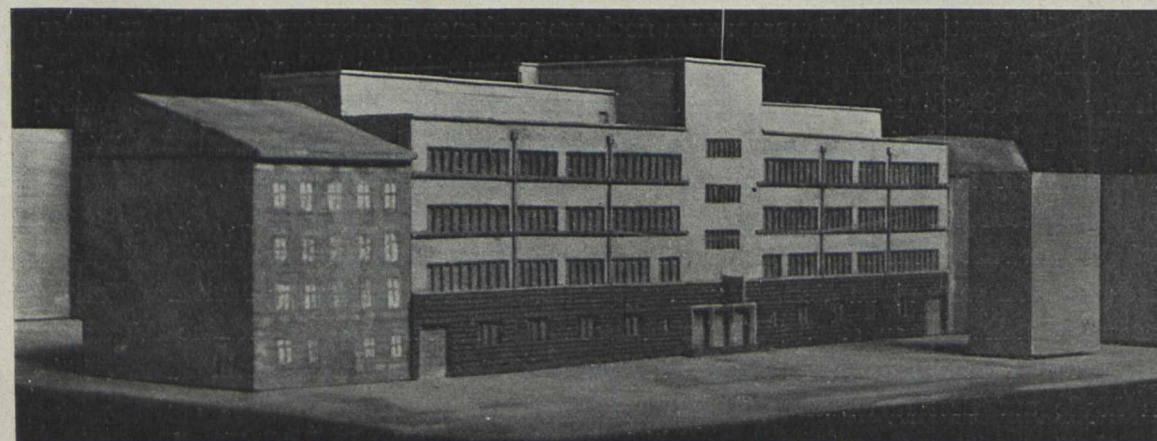
Eine besondere Note wird das nächste Jahr durch die Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ erhalten. Die erforderlichen Ausstellungsgebäude sind vorhanden, jedoch werden in und an den Ausstellungsgebäuden noch eine Reihe baulicher Verbesserungen durchzuführen sein. Die im Rahmen der Ausstellung vorgesehene Versuchs-siedlung in Grüneiche wird sicher den Blick von Schlesien und von Deutschland in erhöhtem Maße auf Breslau lenken.



**Altersheim am
Hatzfeldwege**
Arch. Stadtrat
Behrendt und
Baurat Knitting

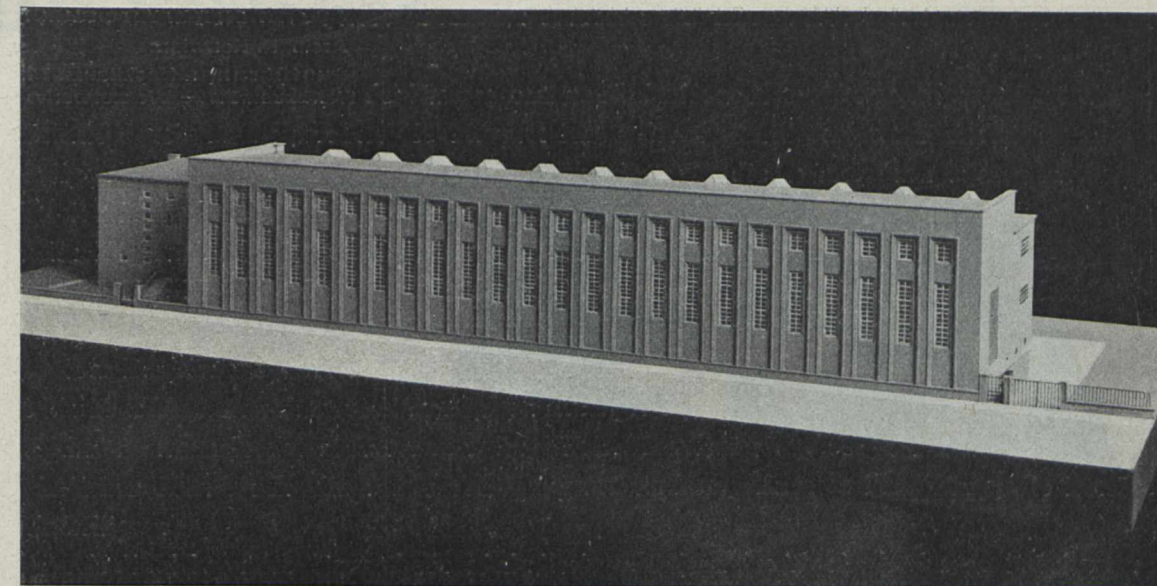


**Sporthalle
Brückenaue,
Oswitzer Str.**
Arch. R. Konwiarz,
Mitarb. Eug. Donath

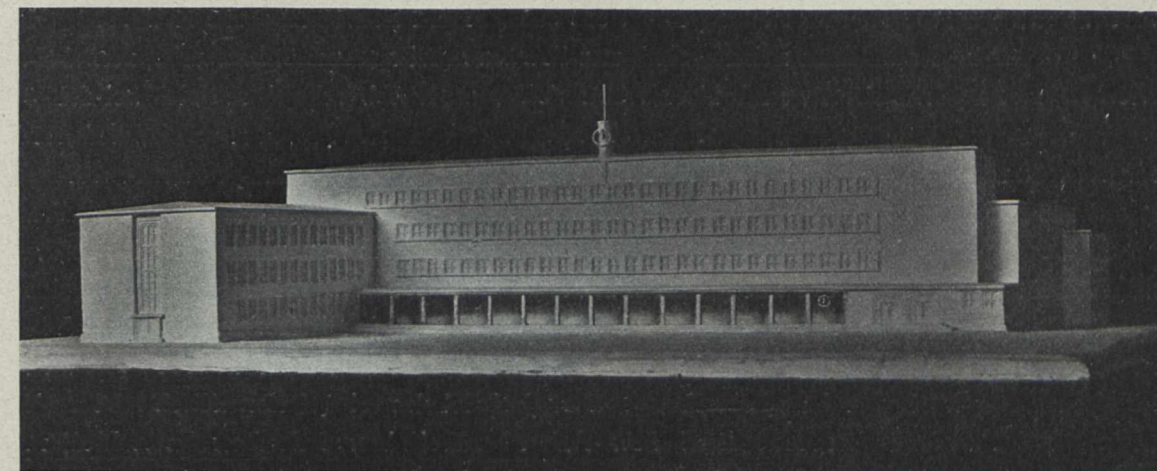


**Mädchen-
berufsschule
Clausewitzstr.**
Arch. Stadtbaurat
Althoff und Baurat
Zoller

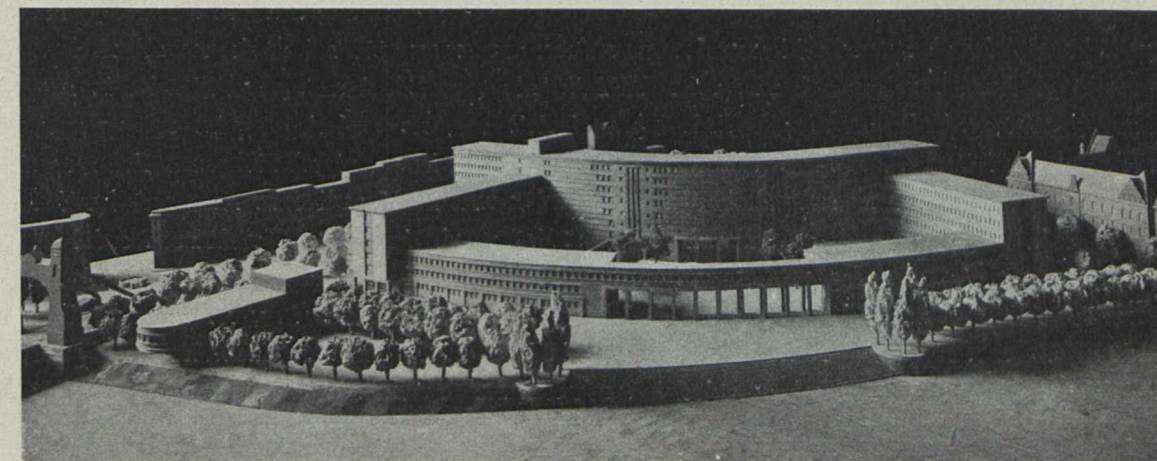
**Umformersta-
tion Beblostr.**
Arch. R. Konwiarz,
Mitarb. Eug. Donath



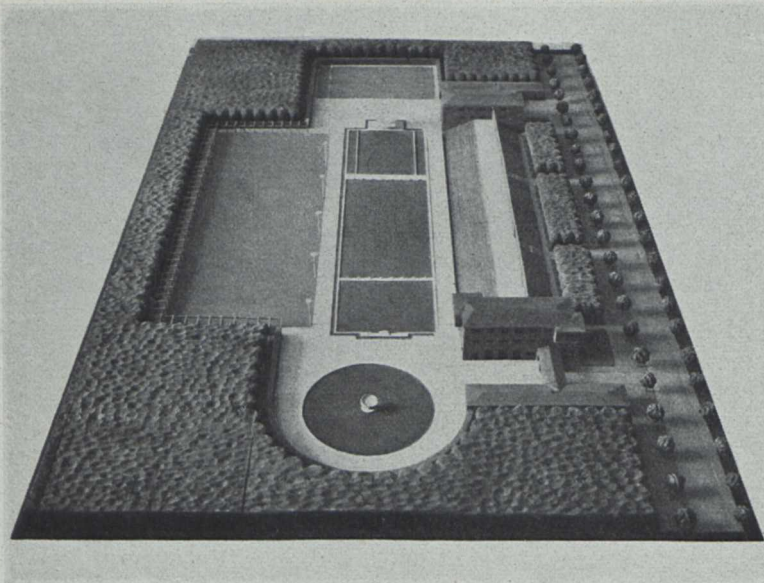
**Gymnasium zu
Maria Magda-
lena**
Arch. Oberbaurat
Schirmer, Mitarbeit.
Regbmstr. Rühling



**Technisches
Stadthaus am
Lessingplatz**
Arch. Stadtbaurat
Althoff, Architekt
Alexander Müller



Was in Breslau 1929 gebaut wird



Schwimmbad im Stadion

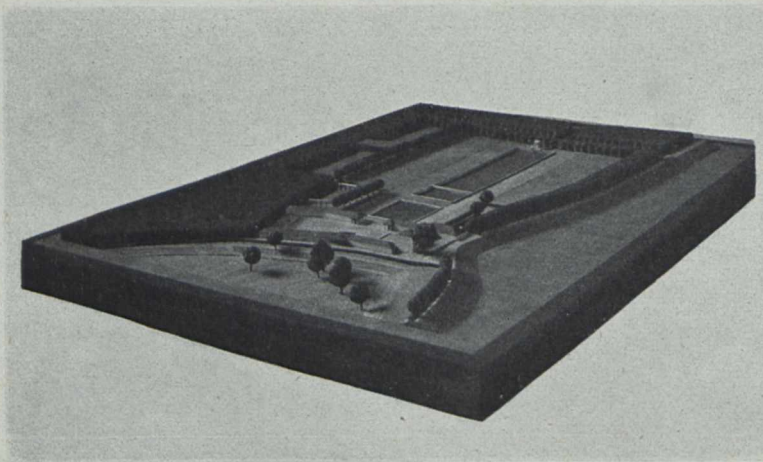
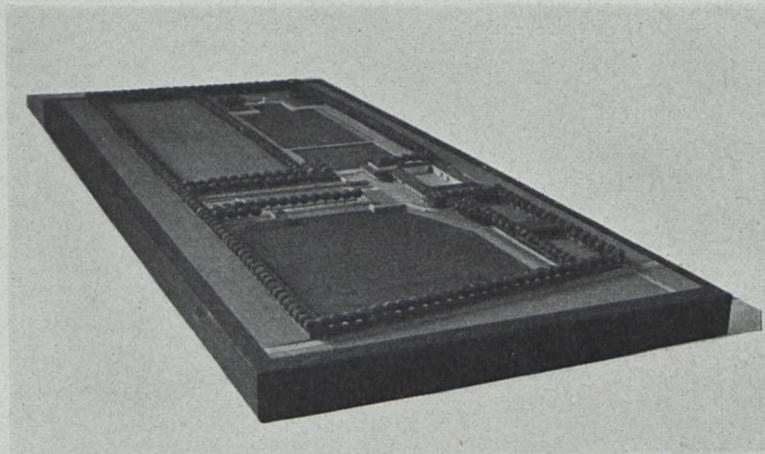
Arch. R. Konwiarz

Ausführung: Hochbauamt 1
Tiefbauamt 2 – Wasserwerke

Badesportpark Opperau

Arch. R. Konwiarz

Ausführung:
Hochbauamt 1 – Tiefbauamt 2



**Coseler Waldpark
im Benderpark**

Arch. R. Konwiarz

Ausführung: Hochbauamt 1
Tiefbauamt 2, Gartendirektion

Der Schlesier in Sprichwort und Redensart

Mancher Mensch kann sich selbst nicht genugsam loben und wenn man alle seine Künste besiehet, so sind es fünf Eier, davon schon viere zerbrochen sind.



Wer bise Nubbern hat, muß sich selber loben.



Der Schnuppen, der Roach und die Liebe, die lauß'n sich nicht verbergen.



Vor einer reinen Braut beugt sich der Kirchturm.



Was dem Vater bis ans Knie geht, geht der Mutter bis ans Herz.



Man soll einen Menschen wegstellen, aber nicht wegwerfen.



Gar zu gutt, ist halb liederlich.



Gute Worte kosten nichts und heilen manche Wunde.



Das Glück kann mehr als der längste Arm erreichen.



Auf einen stillen Hund und schweigenden Menschen gib wohl acht.



Wer viel haben will, muß nicht wenig begehren.



Wo der Breslauer nicht hindenkt, da ist der Berliner schon dagewesen.



Der Schlesier kann ohne Reim den Sonntagsrock nicht anziehen.



Ein Kreuz, ein Leid, ein böses Weib hat mir der Herr gegeben,
nimm's Kreuz von mir und's Weib zu dir, da kann ich ruhig leben.



Von den Toten soll man nur Gutes reden, sagt — — der Fleischer.



Ich teel de Arbeit immer asu ein, daß fer mich nischt übrigbleibt.

Aus Karl Rother: Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten
Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau 1928.



Musik in Barock

Zu vier Liegnitzer Heiligenfiguren

**Von Erich Beier, Pohlsdorf
b. Haynau**

Mit Aufnahmen des Verfassers.

Am Liegnitzer Marienplatze erhebt sich der barocke Giebel einer ehemaligen Stiftskirche der Benediktinerinnen. Sie hatten 1526 das von den Dominikanern verlassene Kloster bezogen und ließen in den Jahren 1700 bis 1723 das Bauwerk in den auf uns gekommenen Formen errichten. Im vorigen Jahrhundert wurde das alte Klostergebäude zur Aufnahme der Wilhelms-Oberrealschule hergerichtet. Die Kirche, auf einem Gewölbe ruhend, welches die Eigentümlichkeit hatte, darin beigesetzte Leichen zu mumifizieren, verlor damit den Charakter des Gotteshauses. Nach Einziehung einer Zwischendecke, die zugleich die hohen Kirchenfenster quer teilen mußte, wurde das Erdgeschoß Turnhalle, der obere Teil als Aula eingerichtet. Als 1909 der letzte, ebenfalls Schulzwecken dienende Anbau (Breslauer Straße) erfolgte, ließ Stadtbaumeister Kessel eine eingebaute Wand einreißen und legte damit die Apsis der alten Stiftskirche frei, die nun der ganzen Aula Blickpunkt und besonderes Gepräge verleiht. Die obere Wölbung der Apsis ist mit reliefartig herausgearbeiteten



Engelfiguren geschmückt, die mit Blumen-
gewinden verbunden und von zierlichen Stukka-
turen eingefast sind. Darunter wurden die
vier hier abgebildeten Gestalten musizierender
Männer angebracht, die man auf dem Boden
des alten Klosters in Stücken fand, fehlerfrei
wieder zusammensetzte und mit einer guten
Polychromierung versah. Der Harfenist, an
David, den königlichen Harfenspieler und
Psalmisten des Alten Testaments erinnernd,
und in seiner Haltung, im Ausdruck von Gesicht
und Händen, in der Bewegung des reichge-
zierten Gewandsaumes aufwärts strebend: ein
harmonischer Klang. Der Geiger, kriegerische
Kraft und doch schwermütig grübelnd: Be-
sinnung im starken Akkord verhaltener Leiden-
schaft. Der Sänger, durchdringend, asketisch
und ergriffen von religiöser Begeisterung: ein
Sang überzeugender Inbrunst. Der Bläser der
Posaune, wie in Wolken schwebend durch sein
weites, vom Winde durchraushtes Gewand:
ein festlicher Ton. In den so reichen Be-
wegungen der Formen Tempo, ein aufjauch-
zendes Sichfreifühlen; demgegenüber ein
feiner Kontrast in den Gesichtern durch den
dem deutschen Gemüt eigenen Zug von
Melancholie.

Wahrscheinlich waren die Figuren zur
Zierde der Orgel bestimmt. Sie sind innen
hohl, wohl weniger, um das Gewicht zu ver-
mindern, als weil schon den alten Meistern
die Eigenart des verwendeten Materials
bekannt war, das, in geschlossener Mas-
se verarbeitet, zu Rissen und Sprüngen
neigt.

Der Schöpfer dieser vier Holzfiguren
ist unbekannt, aber die Gestalten legen Zeug-
nis ab von der hohen Qualität der schlesischen
Barockplastik, die sich in Liegnitz der reichen
Barockarchitektur des 17. und 18. Jahr-
hunderts zugesellt.



Die Geschichte Wang-Yo's

Erzählung von Ludwig Böer

Zeichnungen von Hanns Leistikow

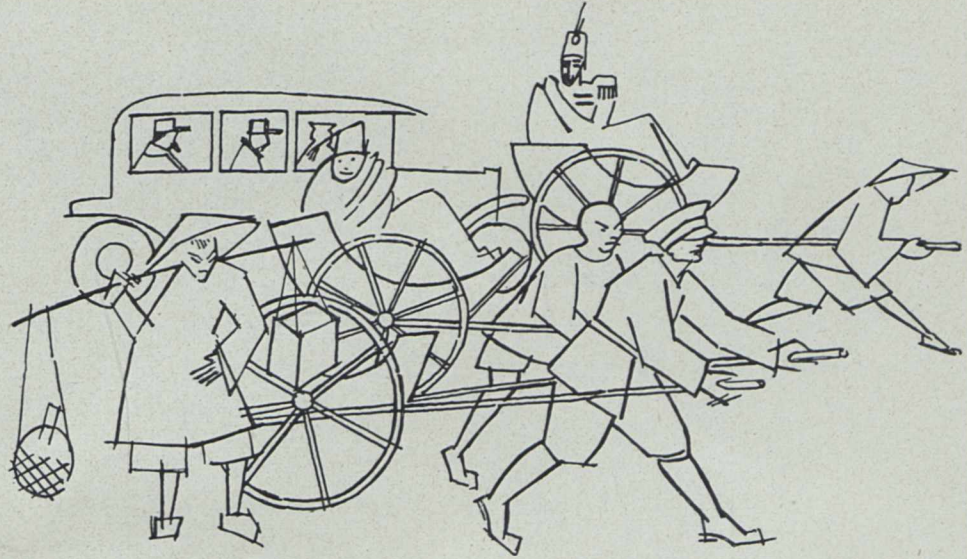
I.

Wang-Yo war wie ein Hinin aufgewachsen, ein obdachloser Strolch unter den Papierhäusern der weiten Vorstädte von Kyoto. Als Kind empfand er kaum einen fühlbaren Abstand von seiner Umwelt; als er größer wurde, merkte er, wie anders ihn die Leute behandelten und wie er selbst sich von seinen Kameraden unterschied; aber das meiste blieb ihm doch im Dunkel des reifenden Lebens; er war ein Hinin, und obwohl er sehnsüchtig die vorbeitrabenden Rikschas betrachtete, wäre es ihm nicht eingefallen, sich über seinen Stand hinaus zu dünken; das erwachende Bewußtsein jedoch fragte nach der Herkunft jener Kräfte, die er in sich fühlte und ihn von den anderen so merklich abhoben. Doch hatte er weder seinen Vater gekannt, noch hatte seine Mutter den Namen des Vaters je über die Lippen gebracht; es schien, als sei ihr dieser Name zu groß, um ihn auszusprechen; sie starb, verlassen von der Familie; dem vierzehnjährigen Jungen konnte sie zwar keinen Namen mitgeben, aber dafür ein kostbares Amulett, das er wie ein Heiligtum verbarg; es war ein krummgeschnittener Edelstein aus Yasaka-Juwel, einem Raubtierzahn nicht unähnlich.

Wang-Yo war unter den Hinin doch ein Eigener geblieben, ein Herrischer. Als er zum Militär kam, blieb er dabei; denn hier fühlte er sich in dem Bereich seiner Möglichkeiten, den Offizieren ebenbürtig und gleichberechtigt, den Gemeinen überlegen. Aber alles das bestand nur in seinem Gefühl, in seinem Lebensgefühl, ohne den Anspruch auf Wirklichkeit. Und er sollte bald erfahren, was es heißt, ein Ausgestoßener zu sein. Er wurde mißhandelt, und gerade sein edler Stolz erlitt Niederlagen, gegen die er ohnmächtig war. So kam es, daß ihn die Rohheit der Vorgesetzten, besonders der niederen, in den geheimen Bund der Komi trieb, der das Los der Pariaklassen bessern wollte, aber noch zu schwach war, um offenen Widerstand zu leisten. Aber Wang-Yo kam trotz der Führerrolle, die man ihm bald ohne weiteres einräumte, nicht mit sich ins Reine. Er fühlte, wie der Geist der unterdrückten Kreaturen auf ihn überging; er wurde ein kriechender Knecht und wollte doch ein Freier sein. Er wurde derselbe gedrückte Mensch wie die anderen, die sich verbohrnd und knirschend in alles duldsam fügten. Wang-Yo aber wollte frei werden, das war es; er wollte offen heraus mit seinem Widerstand, um dem drohenden Kreatur-Werden zu entgehen. So wagte er eines Tages den Durchbruch: er erbot sich nämlich, dem Tenshi, dem Sohn des Himmels, eine Bittschrift zur Besserung des Loses der Ausgestoßenen zu überreichen. Niemand in dem geheimen Bund hatte je an ein solches Wagnis gedacht. Alle wehrten ab. Es war eine Kühnheit, die den sicheren Tod brachte. Aber Wang-Yo hatte ja als Hinin täglich sein Leben daran setzen müssen, um sich zu erhalten; er war gewohnt, sich zu wagen, sich daran zu geben. So beharrte er dabei.

Es vergingen Wochen, bis es hieß, der Kaiser käme zur Truppenschau. Da begann er zu überlegen: aus dem Gliede zu treten, war gefährlich und nicht ratsam; sie konnten ihn aufhalten, ehe er zum Kniefall kam, oder das Gefolge umringte ihn und verbarg so dem Kaiser den Vorfall. Darum wartete er den großen Empfangstag ab, den der Kaiser am Tage der Frühlingsopfer zu Ehren der Geister der Ahnen abhielt. In der vorhergehenden Nacht erschütterten

die täglichen Erdbewegungen die Stadt stärker denn je, so daß ein Teil der steinernen Kaserne einstürzte. Wang-Yo war es, als ob die Aufregung der Natur mit der seinen übereinginge. — Die Verwirrung und die Aufräumarbeiten am nächsten Tage, dem Empfangstage, erlaubten ihm leicht, sich davon zu machen. Nachdem er noch einmal den Tempel der göttlichen Kwannon besucht hatte, nahm er, ohne erst seine Kleider zu wechseln, eine Rikschas und zog damit über die Steinbrücke, die zum Palaste führte, als habe er gleichfalls einen Besucher des Empfangstages gebracht und stellte sich in der Nähe des Einganges auf. Hunderte von Wagen, Automobilen und Rikschas standen wartend vor der Eingangshalle, die von Wächtern in prächtigem asiatischen Aufzug bewacht wurden.



Er nahm eine Rikschas und zog damit über die Steinbrücke . . .

Alle Besucher des Empfangstages hatten mehrere große Räume zu durchschreiten, ehe sie zum Thronsaal kamen. In diesem Saal, dem eine schwere Kassettendecke etwas Gehaltenes und Strenges gab, saß der Sohn des Himmels mit lässigem Rücken; er war in vorgeschrittenem Mannesalter, schlank und überaus offen im Ausdruck des knochigen Gesichtes. Sein Haupt trug die tausendjährige Krone und seine Hand den Stab der Götter; um den Hals hing ihm ein kostbarer krummgeschnittener Edelstein aus Yasaka-Juwel, von dem es hieß, daß ihn die Sonnengöttin Amaterasu dem ersten Kaiser übergeben habe, und den daher nur die kaiserliche Familie in ähnlicher Gestalt tragen durfte. Der jetzige Kaiser war durch einen Zufall auf den Thron gekommen. Vor mehr denn zwanzig Jahren hatte sich sein älterer Bruder, der eigentliche Thronerbe — ohne Grund, wie es schien — das Leben genommen. Da dieser aber, wie es die frühe Geschlechtlichkeit der Kinder des Ostens oft mit sich bringt, kinderlos geblieben war, folgte dem alten Kaiser der um wenige Jahre jüngere Bruder des Thronerben. Auch dieser hatte keine Kinder, und so erhob sich schon die brennende Frage der Nachfolge, obwohl der Mikado noch die besten Mannesjahre vor sich hatte. Doch sein Gesicht verriet nichts von seinem Inneren; es war ruhig und gelassen.

Als er winkte, flutete Musik aus dem Nebenraum, lockend und zugleich unheimlich in ihren dumpfen Rhythmen. Die Türen sperrten sich auf, herein trat der Adel in den seidenen Kleidern der uralten Tracht des Landes. Nach den fünf Rangklassen gestaffelt, erwiesen sie dem Kaiser die schuldige Ehre. Dann kamen die Würdenträger anderer Reiche, Diplomaten, hohe Offiziere, Adlige, Bittsteller und viele, die Zulaß erhalten hatten — nur die Klasse der Ausgestoßenen fehlte. Mit jeder Gruppe sprach der Kaiser, jeder wußte er in lebhafter Art zu antworten und entfaltete so die nicht geringe Gabe eines aufmerksamen Herrschers. Allmählich entstand um ihn schon wieder eine Leere; doch hielt der Raum noch die Musik und die Fülle der flüsternden Menschen — da, mitten hinein sprang plötzlich ein gemeiner Soldat, eine Bittschrift



Die Höflinge drängten sich, um ihn wegzubringen . . .

ausgestreckt vor sich haltend. Hinter ihm her stürmten die Palastwächter, den nackten Säbel in der Faust. Vor dem Thron stürzte Wang-Yo — denn er war es — in die Knie, das Haupt bis zur Erde geneigt. Die Höflinge drängten sich um den Liegenden, um ihn wegzubringen, aber der Kaiser winkte. Da wichen sie zurück. Der Mikado schwieg und blickte gelassen auf den Gekrümmten. Auf leisen Sohlen näherten sich hastig die Fernerstehenden, und als plötzlich die Musik abbrach, entstand eine große Stille. Wang-Yo hob langsam den Oberkörper und sah zuerst die plumpen, finsternen Gestalten der vier Himmelskönige zu den Seiten des Thrones mit ihren langen Stäben, doch mitten unter ihnen stand die liebliche Kwannon, die lächelnd auf ihre Hände blickte. Da wurde Wang-Yo ruhig. Was konnte ihm jetzt noch geschehen? Er hob sich langsam aus der knienden Stellung und sah, wie die Wächter sich näherten, um ihn von neuem in die Knie zu zwingen. Doch mit einer herrischen Gebärde gegen sie trat Wang-Yo vor den Tenshi und sprach: „Mikado, du bist gut, aber du kennst dein Volk nicht“. Hier schwieg er und sah auf, erschrocken über seine eigene Kühnheit. Der Kaiser sah ruhig und mit offenen Augen auf den Furchtlosen. Da fuhr Wang-Yo fort, und ohne Erregung, nur hier und da die Stimme hehend, rollte er die tausendjährigen Leiden der Ausgestoßenen auf, ihre Entrechtung,

ihre Armut, ihre Verworfenheit und ihren vom Adel mit Hilfe der Religion zer knechteten Sklavensinn.

Während Wang-Yo sprach, geschah ihm selbst etwas Eigenartiges; es war ihm, als würde er mit der Nennung jedes Leidens, jeder Knechtung, jeder Schmach diese weit hinter sich, als würde er frei davon und stünde als ein ganz Neuer vor sich selber. Wie einen Schauer schüttelte er allen Sklavensinn, alle falsche Pariademut von sich ab und erhob sich frei über jede erlittene unmenschliche Schmach. Bei den letzten Worten sank er erschöpft in sich zusammen und blickte stumm wie ein Tier auf dem Mikado.

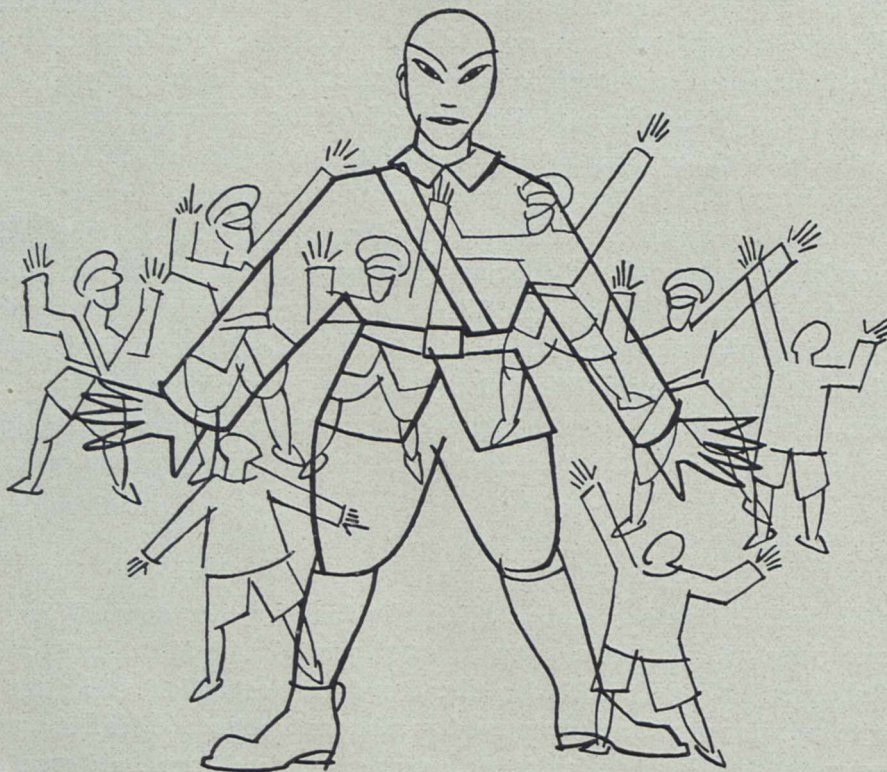
Aber auch mit diesem war eine merkwürdige Änderung vor sich gegangen. Während Wang-Yo sprach, glitten die Augen des Mikado an der schlanken Gestalt des Sprechenden herab, und eine unerklärliche innere Wärme für diesen bedeutungslosen jungen Menschen erfaßte ihn, bis plötzlich sein Blick an dem krummen Edelstein hängen blieb, den Wang-Yo um den Hals trug. Die Augen des Mikado weiteten sich, sein Mund bekam einen mißtrauischen Zug, um dann einer erschrockenen Miene Platz zu machen. Er sah auf seine eigene Brust und fand dort das gleiche Amulett. Er neigte sich weit vor, als wollte er Wang-Yo mit allen Sinnen in sich aufnehmen, fiel aber dann bestürzt in den Sessel zurück, um von neuem eine gespannte Haltung einzunehmen. Tausend Gedanken schossen durch sein Gedächtnis, ohne jedoch Klarheit zu erhalten; Erinnerungen, Ahnungen, schmerzliche Gefühle bedrängten ihn, ohne daß er sich zurechtgefunden hätte. Um so aufmerksamer war jetzt sein Antlitz auf Wang-Yo gerichtet, als müsse er aus dessen Worten und Gebärden eine Klarheit schöpfen, die ihm verschlossen blieb. Manchmal war es ihm, als gliche er selbst diesem jungen Menschen, der eine solche freie Sprache führte, die, weit davon eine Anmaßung zu sein, mit so offener Kühnheit und edler Wahrheit gefüllt war und noch durch die Gefahr des Lebens, um das es ging, eine letzte Weihe und Entschiedenheit erhielt. Schließlich wurde in ihm das Gefühl der stillen Anerkennung groß, die einem ebenbürtigen Gegner gebührt, und als Wang-Yo geendet hatte, nickte der Kaiser nur entschlossen und kurz. Da faßte sich Wang-Yo, und eine unendliche Dankbarkeit war in seiner Haltung, als er sich auf ein Knie niederließ und zum Zeichen, daß er sein Leben für seine Worte einzusetzen bereit sei, die Handflächen ausstreckte. Der Kaiser nickt noch einmal, gab aber dann, ohne ein Wort zu erwidern, den Befehl, daß man Wang-Yo in den inneren Palast führe; doch immer wieder tauchte vor seinen Augen jenes krumme Amulett auf, das er bei Wang-Yo bemerkt hatte und so seltsam dem eigenen glich; eine innere Unruhe bemächtigte sich seiner; um sie zu verbergen, hob er den Empfangstag auf.

2.

Wang-Yo fand sich in einem großen, prächtigen Raume wieder, dessen Wände mit bunten Malereien und großen Wandschirmen ganz verdeckt waren. In der Mitte des Raumes stand ein drehbares Ruhelager. Wang-Yo blieb den Abend und die Nacht allein. Niemand zeigte sich, niemand fragte nach ihm und er selbst empfand zu sehr das Wohltuende der Ruhe und der Stille, als daß er versucht hätte, Fluchtgedanken zu hegen; er empfand keine Furcht um sein Leben; ihm schien alles so recht zu sein, wie es gekommen war. Als er am ersten Morgen erwachte,

fiel sein Blick auf die Darstellung eines Stier- und Reiterkampfes; man sah kräftige Stiere, vor hohe, plumpe Kampfwagen aus Holz gespannt, einen Durchbruch durch eine Reiterkette wagen. Bei diesem Anblick sprang Wang-Yo von seinem Lager, und es war ihm, als müsse er sich selbst anschicken, noch einmal durchzubrechen, wie er es gestern getan hatte — irgendwohin, mit seinen ganzen Kräften. Seine Brust spannte sich, und er verbrachte den Morgen in unruhigem Auf- und Abgehen. Am Spätnachmittag, bei ansteigender Sonne, stand er vor den Bildern der anderen Wand, vor den zarten badenden Mädchen, die sich mit Fischfang vergnügten, oder vor den ruhigen Ernteszenen oder vor dem Bilde des mageren Buddha, der nach langem Fasten aus den Bergen kommend dem Baum der Erkenntnis entgegenschreitet. Wenn er lange davor gestanden hatte, ging die ruhige Klarheit der Bilder auf ihn selbst über, und wieder sagte er sich, daß alles gut sei, was auch kommen möge.

So verging ein Tag und noch einer. Niemand brachte Licht, nur die Speisen fand er zu rechter Zeit hinter einem Wandschirm; man brachte sie, während er schlief. — Am Abend des zweiten Tages wurde plötzlich der seidene Vorhang der Tür bei Seite gedrückt, und der Kaiser trat ins Zimmer; niemand war mit ihm. — Wang-Yo wollte erneut in die Knie stürzen, aber ein unerklärlicher Stolz hielt ihn davon ab. So standen sie sich messend gegenüber. Der Kaiser etwa zwanzig Jahre älter als er, ruhig, selbstbewußt, voll Hoheit, doch ohne cäsarischen Schauer. Er winkte Wang-Yo und beide nahmen auf den seidenen Kissen Platz, die geschichtet auf dem bunten Teppich lagen. Und nun begann ein Gespräch, das den Außenstehenden ewig Ge-



Wang-Yo stellt sich schützend vor die Armen

heimnis blieb. Nur ein alter Minister des Kaisers, der schon dem dritten Mikado diente, wurde ins Vertrauen gezogen, und auch dieser erinnerte sich nur mit Mühe an jenen verbotenen Schritt des ehemaligen Thronerben in den Rausch eines Pfirsichblütenfestes in Kyoto, bei dem er vor mehr als zwanzig Jahren mit einem unendlich liebreizenden Mädchen die heimliche Ehe eingegangen war. Diesem hatte der Kronprinz das Teuerste, was er besaß, das krummgeschnittene Amulett aus Yasaka-Juwel, als Andenken und Beteuerung seiner ewigen Liebe gelassen. Als der Prinz aber noch in demselben Jahre sich weigerte, eine fremde Prinzessin zur Frau zu nehmen, und zudem das Verschwinden jenes Amuletts, des Glücksunterpfands der Götter, nicht erklären wollte, war er auf Befehl des alten Mikado dem ebenso unerbittlichen wie grausamen Selbstgericht des Ostens verfallen, das zu vollziehen ihn der Gehorsam hieß.

Wang-Yo wurde noch am selben Abend der kaiserlichen Familie vorgestellt. Er brauchte lange Zeit, um seiner neuen Freiheit Herr zu werden; aber es war ihm, als würde er aller seiner Kräfte sich erst jetzt bewußt. Ein neues Gefühl der Spannkraft und Tatenlust machte ihn weit wie eine Kugel, die von innen her sich dehnt. Doch es berauschte ihn nicht, da sich dieses Kraftgefühl mit Leidenschaft der neuen Aufgabe zuwandte, dem Volke, das er erst jetzt das seine nannte, zu dienen. — Der Außenwelt wurde der Vorfall am Empfangstage durch zwei Ereignisse ins Gedächtnis gerufen. Es hieß, der Mikado habe einen armen, jungen Menschen in die Reihe der kaiserlichen Familie aufgenommen, und es sei nur noch ein Schritt bis zum Thronfolger, denn er trage bereits den krummgeschnittenen Edelstein aus Yasaka-Juwel, der nur dem Sohne des Mikado zukam. Und dem Parlament sei eine Vorlage zur Besserung der unbesteuerten Klassen und zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts zugegangen: zwei Vorgänge, die eine ungeheure Erregung in ganz Japan auslösten und eine Revolution der bevorrechteten Klassen, so hieß es, heraufbeschwören würden.

Josef Wagner

Zu unserer Notenbeilage

Josef Wagner (geb. 1909 in Ohlau) trat etwa vor Jahresfrist bei einem schlesischen Komponistenabend des Bundes für neue Musik mit einer Klaviersonate hervor und erregte, der Jüngsten einer, als starke, etwas ungebändigte Begabung Interesse. Wer die Stückchen, die wir heute mitteilen, nach jener Sonate op. 1 hört, wird den Stürmer von damals kaum wiedererkennen. Die kleinen Stücke, einem Freunde „zur Ergötzung des Gemüts“, dem Spieler „in puncto Fingerfertigkeit und rechtem Taktschlagen als kleine Beihülfe“ zugebracht, zeigen den Schüler E. A. Voelkels auf dem besten Wege zu innerer Zucht und Beschränkung. Gerade in den kleinsten Formen, etwa in Variationen, denen eine kühn gedachte Fuge sich anschließt, weiß Wagner Eigenes zu sagen. Seine pianistische Durchbildung verleitet ihn zuweilen zu rein virtuosen Zwischenpartien und überflüssiger Dicke des Klaviersatzes; eine tiefe Liebe zu Bachs klarer Gestaltungskunst gibt aber wohl Gewähr, daß Josef Wagner auch im eigenen Schaffen der Zwiespältigkeit Herr werden und das halten wird, was heute bereits nach manchen Proben von ihm zu erwarten ist.

Peter Epstein

Zwei Klavierstücke

von Josef Wagner

Allegretto grazioso I. Menuett.

Allegro giocoso. II. Fughetta.

Schlesiens Baumwelt im Winter

Von Theodor Schube

Noch vor wenigen Jahrzehnten war das Winterbild unseres Waldes und unserer gesamten Baumwelt denjenigen, die nicht ihr Beruf zu ihnen in Beziehung brachte, fast gänzlich unbekannt. Die Hörnerschlittenfahrten von den Grenzbauden nach Schmiedeberg waren so ziemlich das einzige, was auch Städter, selbst aus beträchtlicher Entfernung, zu Winterausflügen in einen Waldstrich lockte; mit meiner ersten — bei der z. T. bedeutenden Steilheit des Weges etwas gewagten — Rodelschlittenabfahrt von dem damals überhaupt dem Fremdenverkehr erst seit kurzem erschlossenen Forstlangwasser zu jenem Städtlein hinab (im Dezember 1885) werde ich wohl fast allein dagestanden haben! Und selbst bei meinen sonntägigen Winterwanderungen am Zobten traf ich herzlich wenige Gleichgesinnte an; sogar am Neujahrstage 1901, an dem ich, nach Genuß eines großartigen Ausblicks vom Gipfel auf die aus dem Nebelmeere herausragende Spitzenkette der Sudeten vom Glatzer Berglande bis zum Isergebirge, mich ins Fremdenbuch des seinerzeit noch so bescheidenen Wirtshauses als ersten Gast des Jahrhunderts einzutragen hatte, begegneten mir beim Abstiege nur gar spärlich Trüppchen von Wanderlustigen.

Das ist nun in den letzten 25 Jahren ganz anders geworden. Nicht nur am Zobten sondern auch an den inzwischen in Menge aufgetauchten Sportplätzen herrscht, selbst an einzelnen Wochentagen, das regste Treiben, stellenweise schier lebhafter als zur Sommerszeit; und nicht bloß die Lust am Rodeln und Schneeschuhlauf ruft die Besucher aus weitem Umkreise herbei, auch die Zahl derer, die lediglich des Naturgenusses wegen — ohne Skibenützung — sich der im Vergleich zu den Sommerunternehmungen oft erheblich größeren Mühe des Vordringens zu einem Aussichtspunkte unterziehen, hat anscheinend merklich zugenommen. Aber freilich, gleichwie in den anderen Monaten, so auch in denen um die Jahreswende gilt die Aufmerksamkeit der Wanderer fast ausschließlich dem Genuße des Landschaftsbildes in seinen großen Zügen, an den ihm gebotenen Einzelheiten aus der Gehölzwelt geht er in der Regel achtlos vorüber.

Verwunderlich ist das allerdings im allgemeinen nicht, ist doch durch Befolgung der unglückseligen, bis vor kurzem viele Jahrzehnte hindurch an maßgebender Stelle als allein anwendbar erachteten Kahlhiebmethode die überwältigende Mehrzahl der schönen, aus Laub- und Nadelholzarten zusammengesetzten Mischbestände verschwunden und durch schablonenmäßig angepflanzte Stücke einer einzigen Art ersetzt worden. Nun machen zwar die jüngeren Nadelbaumschläge bei einer leichten Schneelage (zu stark darf sie nicht sein!) zweifellos einen angenehmeren Eindruck als ohne diese; ist man aber genötigt, stundenlang immer nur annähernd dasselbe Bild im Auge zu halten, so wird dieses bald so abgestumpft, daß es selbst für die kleinen, dem Geschulteren sich leichter offenbarenden Bildungsabweichungen die Empfindungsfähigkeit verliert; die Eichen- und Eschengruppen aber, die man wohl auf einem ihnen besser zusagenden Boden herangezogen hat, sehen in ihrer Kahlheit (falls nicht gerade Rauhreif ihnen einen eigentümlichen Reiz verleiht) überaus trübselig aus. Nein, sagen wohl die Durchschnittsnaturfreunde, mit unserer Baumwelt ist im Winter nichts los; sie warten sehnsüchtig auf den Augen-

1. Die Saulwitzer Linde



blick, wo sie wieder in den schneefrei gewordenen Wald hinausziehen und die ersten Schneeglöckchen und Osterblumen, soweit diese noch nicht den Angriffen ihrer Vorgänger erlegen sind, bewundern — und abreißen — können.*) Trifft man doch sogar an so bequem zu erreichenden Stellen, wie es z. B. für die Breslauer außer den Scheitniger und Oswitzer Naturparkschöpfungen die Waldungen um Obernigk und zwischen Obernigk und Dyhernfurth oder diejenigen um Canth sowie zwischen Canth und Lissa sind, recht wenige, denen man anmerkt, daß sie nicht bloß zum Einatmen reinerer Luft, sondern auch zur Befriedigung ästhetischen Bedürfnisses ausgegangen sind.

Und doch bieten sich gerade auch zur Winterszeit, selbst in der Ebene und im Hügellande, herrliche Bilder aus unserer Baumwelt dar, nicht sowohl in den geschlossenen Beständen (obgleich man auch in ihnen, sogar hie und da in den neu eingerichteten Kunstforsten, einzelne achtunggebietende Überhälter belassen hat) als vielmehr in den lockereren und unter den als Merkzeichen der früheren Bewaldung übers Land verstreuten Einzelstücken. Nicht bloß aus fast allen Gebieten unseres eigentlichen Berglandes sondern z. B. auch aus den verschiedensten Teilen der mittelschlesischen Ebene, aus dem mit Unrecht oft verspotteten Katzengebirge, und zwar ebenso aus dem Trebnitzer wie aus dem Glogauer Kreise mit ihren Nachbarkreisen, ferner aus den Forsten der Herrschaft Klitschdorf, endlich aus dem prächtigen Waldstreifen an der Malapane zwischen Colonnowska und Zawadzki nebst manchen anderen Bezirken Oberschlesiens vermag ich zahlreiche charakteristische Winterwaldaufnahmen vorzuführen.

Unter den Laubhölzern erscheinen auch im entlaubten Zustand am majestätischsten einzelne unserer Eichen. Und gerade, wenn sie kahl dastehen, erkennt man am besten die trotzig-eigenwillige, mit der fast jeder Eichbaum — selbstverständlich nicht nach der

*) Die Schneeglöckchen sind jetzt nach den gesetzlichen Bestimmungen über Naturschutz „geschützt“.

üblichen Zustutzung in den Kunstforsten — wie es schon Virgil richtig hervorhebt, sein Geäst in einer besonderen Weise ausstreckt. Selbst solche, die in der sommerlichen Tracht mit ihrer fast kugeligen Krone einander ähneln, zeigen dann recht verschiedenes Aussehen; vorher war eben infolge der Verdeckung durch das üppige Laub das Astwerk nicht deutlich wahrzunehmen. Diese dichte Belaubung verhüllt freilich an alten Eichen auch mancherlei Gebrechen, die nach dem Abfallen deutlich hervortreten und den Gesamteindruck erheblich abschwächen können; man merkt dann, daß an Einzelnen (u. a. wegen schwerer Beschädigung durch Käferlarven) beträchtliche Teile mittels Absägung entfernt worden sind. Während in solchen Fällen das Winterbild hinter dem des Sommers wesentlich zurücksteht, gilt dies kaum in jenen, wo, wie es in Naturparks (z. B. dem Scheitniger) öfters und vereinzelt auch in alten Wäldern vorkommt, der Stamm und ein Teil der Äste von Efeu eingekleidet sind; hier kann, zumal bei mäßig starker Schneebeschüttung, das erstere dem sommerlichen überlegen sein.

In der Wuchtigkeit von Stamm und Krone gelangen mit den Eichen am schärfsten in Wettbewerb die Linden. Im Inneren unserer Wälder sind mir freilich nur wenige entgegengetreten, die es auf 5—6 m Umfang (in Brusthöhe) gebracht haben, während u. a. die „Große Eiche“ inmitten der Forste Primkenau nahezu 9 m aufweist; einzelne der uralten Dorflinden jedoch kommen dieser Riesin recht nahe. Das Geäst beginnt meistens schon wenige Meter über der Erde, wobei hin und wieder der Stamm sich sogleich in mehrere annähernd gleichstarke, schräg aufwärts gerichtete Äste auflöst; meistens aber hebt er sich bis in beträchtliche Höhe



2. Die „Schöne Buche“ von Mönchmotschelnitz



3. Erle am Waldrande b. Strachau

**4. Birke bei
Schönfeld,
Kr. Bunzlau**



**5. Mistellinde
b. Forsthaus
Maliers**



von den Ästen ab, wobei nicht selten die unteren und oberen von diesen fast ebenso weit wie die mittleren ausladen und dann der im allgemeinen nahezu kugelige Umriß der Krone in fast würfelförmigen übergeht und nur ihre Höhe von den beiden anderen Ausmaßen übertroffen wird. Solche Gestalt war z. B. der mächtigen Linde von Saulwitz, Kr. Ohlau, eigen (Abb. 1), bevor ihr Kronendach infolge von Altersschwäche Schaden nahm; auch jetzt noch weicht sie nur wenig davon ab.

Die gefälligste Form zeigt von den Riesen unter unseren Laubbäumen, auch im entlaubten Zustande, die Buche. Erst da erkennt man, wie überaus regelmäßig die Krone gegliedert und wie diese ganz allmählich von den Hauptästen an bis in die feinsten, mit den spitzigen Knospen besetzten Zweiglein abgestuft ist, am deutlichsten selbstverständlich, wenn sie völlig kahl dasteht oder höchstens von einer ganz dünnen Anraumlage überzogen ist. Doch auch bei stärkerer Schneebedeckung liefert sie Schaustücke, welche die tiefste Bewunderung des hierfür Empfänglichen wachrufen. Es ist höchst bedauerlich, daß gegen diesen doch wohl vornehmsten unserer Laubbäume ein wahrer Vernichtungskrieg von den Vertretern der Kahlhiebmethode geführt worden ist (in den letzten Jahren hat man endlich das Verfehlte ihrer schrankenlosen Befolgung einzusehen begonnen, man pflanzt Buchen jetzt zu Tausenden wieder ein). Glücklicherweise trifft man doch noch, sogar in manchem jener eintönigen, den ehemaligen Mischwald ersetzenden Kiefrichte, einen der erhabenen Buchensolitäre*) an (Abb. 2), die man zuweilen als Kaiser- oder Königsbuche bezeichnet hat.

*) Der hier wiedergegebene hat infolge Befalls durch den Feuerschwamm seine Schönheit eingebüßt

Bei der Enge des mir zur Verfügung stehenden Raumes kann ich nur noch einige der charakteristischsten Gestalten kurz skizzieren. Es sind da zunächst noch die Eschen vorzunehmen; neben solchen mit mäßig hohem Stamm und dichter Krone*), deren gegenständige, in kräftige Knospen endigende Zweige die Art auch nach dem Falle der gefiederten Blätter verraten, treten andere von ganz erstaunlicher Schaftlänge auf: einige im Schleibitzer Parke ragen „kerzengerade“ gegen 30 m hoch bis zum Beginne der etwas dürrig erscheinenden Krone empor. Wie ungeheure Lanzen erscheinen sie und erinnern daran, daß die Esche wegen der Zähigkeit ihres Holzes den besten Stoff zur Anfertigung dieser Waffen lieferte**). Fast stets aber wird man zur vollen Würdigung dieser herrlichen Stämme nur zur Winterzeit kommen, da im Sommer das Laubwerk des Unterholzes den Überblick beeinträchtigt.

Wer die Erlen nur in ihrem düsteren Sommerkleide kennt, wird kaum erwarten, daß auch ihre Winterbilder unter Umständen höchst ansprechend sein können (Abb. 3). Das bewirken die Knäuelchen der zierlichen, bis zum neuen Knospenaussschlage verharrenden Fruchtzäpfchen, besonders, wenn sie eine blendende Schneekappe tragen; sie erinnern dann stark an blühende Obstbaumwildlinge (mit ungestutzter Krone!): eine solche Erle vom Waldrande bei Jürtsch nächst Canth, deren Bild sich in meiner Sammlung befindet, sieht ungemein ähnlich einem Vogelkirschbaum aus dem nahen Sadewitzer Forste (wohl dem schönsten mir bekannten Vertreter dieser Art), unter dessen „Blütenschnee“ die jungen Blatttriebe noch versteckt liegen.

Im Rahreif erscheinen auch prächtig die sonst ohne den Blattschmuck (der ihnen ja auch im Frühjahr durch sein zartes Grün und im Herbst durch seinen Goldglanz bei richtiger Beleuchtung, zumal, wenn sie in größerer Menge beisammenstehen, einen hohen Reiz verleiht) ästhetisch minderwertigen Birken mit ihrem schlanken, oft meterlang herabhängenden Gezweig; mancher wird die Freude nachempfinden können, die mich auf einer Wanderung durch den Mittelteil des Kreises Bunzlau bei dem unerwarteten Anblicke des hier wiedergegebenen Baumes ergriff (Abb. 4.).

Sehr hübsch kann sich auch die Hasel in der zweiten Winterhälfte ausnehmen; ihre oft in reicher Fülle herabhängenden, bei milder Witterung nicht selten schon im Januar ausgereiften männlichen Blütenstände schwanken dann, lockeren Troddeln ähnlich, beim leisesten Luftzug hin und her und senden ihren goldgelben Blütenstaub den seiner harrenden, reizend purpurfarbigen Narben der weiblichen zu.

Fast alle einheimischen Laubholzgewächse büßen im Herbst ihren Blattschmuck oder doch wenigstens dessen Grünfärbung ein; außer dem Efeu und einigen Kleinsträuchern (am bekanntesten Preiselbeer- und Heidestrauch) besitzt nur die Mistel immergrüne Blätter. Schon im Sommer, falls nicht gar zu vereinzelt im dichten Laubwerk ihres Trägers versteckt,

*) Solchergestalt mögen sich wohl unsere Ahnen ihre Weltesche Yggdrasil vorgestellt haben.

***) Homers dem Priamos erteiltes Beiwort *εδμηλίης*, wörtlich etwa „eschenvertraut“, dem Leser des Urtextes wohl noch, auch von Scipios Zitat her, Erinnerung, ist von Voß ganz treffend mit lanzenkundig übersetzt, da *μελία* die Esche bedeutet. — Übrigens werden auch die besten Rodelschlitten und Schneeschuhe aus Eschenholz hergestellt.

drängt sich der biologisch (und kulturgeschichtlich) so bedeutungsvolle Halbschmarotzer dem Blicke des Achtsameren auf, im Winter aber liefern seine kugeligen Ballen, zumal wenn er sich in größerer Menge auf jenem angesiedelt hat, wie es für Pappel und Linde hin und wieder zutrifft, und gar bei reichlicher Schneebelastung, geradezu verblüffende Bilder (Abb. 5).

Es wurde schon oben gesagt, daß unsere Nadelhölzer (die sommergrüne, vielleicht bei uns überhaupt nicht urwüchsige Lärche kommt hier nicht in Betracht!) im Winter bei leichter Schneebeschüttung ihres immergrünen Kleides wesentlich gewinnen; das gilt nicht allein für jene gleichförmigen Reihenpflanzungen der Neuzeit, sondern auch für die bis zu 40 und selbst 50 m hohen Hünengestalten der Altbestände. Fast nur in solcher Zier sind ausdrucksvolle Photographien zu erhalten, die den annähernd pyramidalen Aufbau der Krone einer Fichte und den mehr schlank pyramidenstumpfähnlichen einer Tanne erkennen lassen, und auch da zufolge der außerordentlichen Höhe in der Regel nur, wenn der Baum am Rande des Forstes oder eines breiten Waldwegs oder schließlich in einer Waldschlucht an dem einen Hang oberhalb des Bachlaufes steht, so daß man ihm von dem anderen aus mit der Kamera beikommen kann (am besten natürlich, wenn der Standort außerhalb des geschlossenen Waldes liegt). In allen anderen Fällen muß man froh sein, wenn man wenigstens ein ansehnliches Stück des unteren Stammteils auf die Platte bringt.

Die Anwesenheit hoher Tannen zwischen den Fichtenriesen verrät sich, falls Farbe und Borkenbau der Rinde nicht ganz zuverlässig erscheinen, in der zweiten Winterhälfte oft daran, daß man ihre Zapfenschuppen am Boden verstreut erblickt: sie lösen sich mit den beiden aufliegenden Samen einzeln von der aufrecht stehenbleibenden Spindel los, während der abwärts gerichtete Zapfen der Fichte, nachdem der größte Teil der Samen sich von den abgespreizten Schuppen getrennt hat, als Ganzes abfällt.

Die Eibe, die der Tanne in dem tiefdunklen Grün der zweizeilig gestellten Nadeln ähnelt, ergibt selbst in freiem Stande nur bei leichter Schneebedeckung ihrer dichten, meistens fast kugeligen Krone charakteristische Bilder: solche gewährt eine Winterwanderung durch den Fürstensteiner Grund, die uns belehrt, daß außer der bekannten auf der Wiese unterhalb der „Neuen Burg“ (von der die in dieser Richtung gelegenen Anbauten, im Gegensatz zu dem ursprünglichen Teil, in der Tat jünger als die „Alte Burg“ sind) an den Felslehnen noch manches Einzelstück dieser unserer seltensten Nadelholzart steht. — Von der Kiefer und dem Wacholder ist, soviel Beachtenswertes sich wohl sonst von ihnen erzählen läßt, hier nichts von Belang zu sagen.

Es bedurfte oft beträchtlicher Körperanstrengungen und scharfen Ausspähens, um in den Besitz brauchbarer Bilder aus dem Winterwalde zu kommen, indes „Segen war der Mühe Preis“: dem wiederholt arg Bedrängten wurde durch die zugehörigen Wanderungen in unserer trotz allen neuzeitlichen Entstellungen immer noch so schönen schlesischen Heimat reichliche Auffrischung an Leib und Seele zuteil. Er darf wohl hoffen, daß einige ihm Gleichgesinnte seinen Anregungen folgen und bequemer den gleichen Lohn finden werden; vielleicht schenkt auch mancher, der zunächst nur des Rodelvergnügens halber sich in den Winterwald hinausbegibt, fortan beim Anstieg zur Abfahrtstelle etwas mehr als bisher der ihn umgebenden Baumwelt seine Aufmerksamkeit.

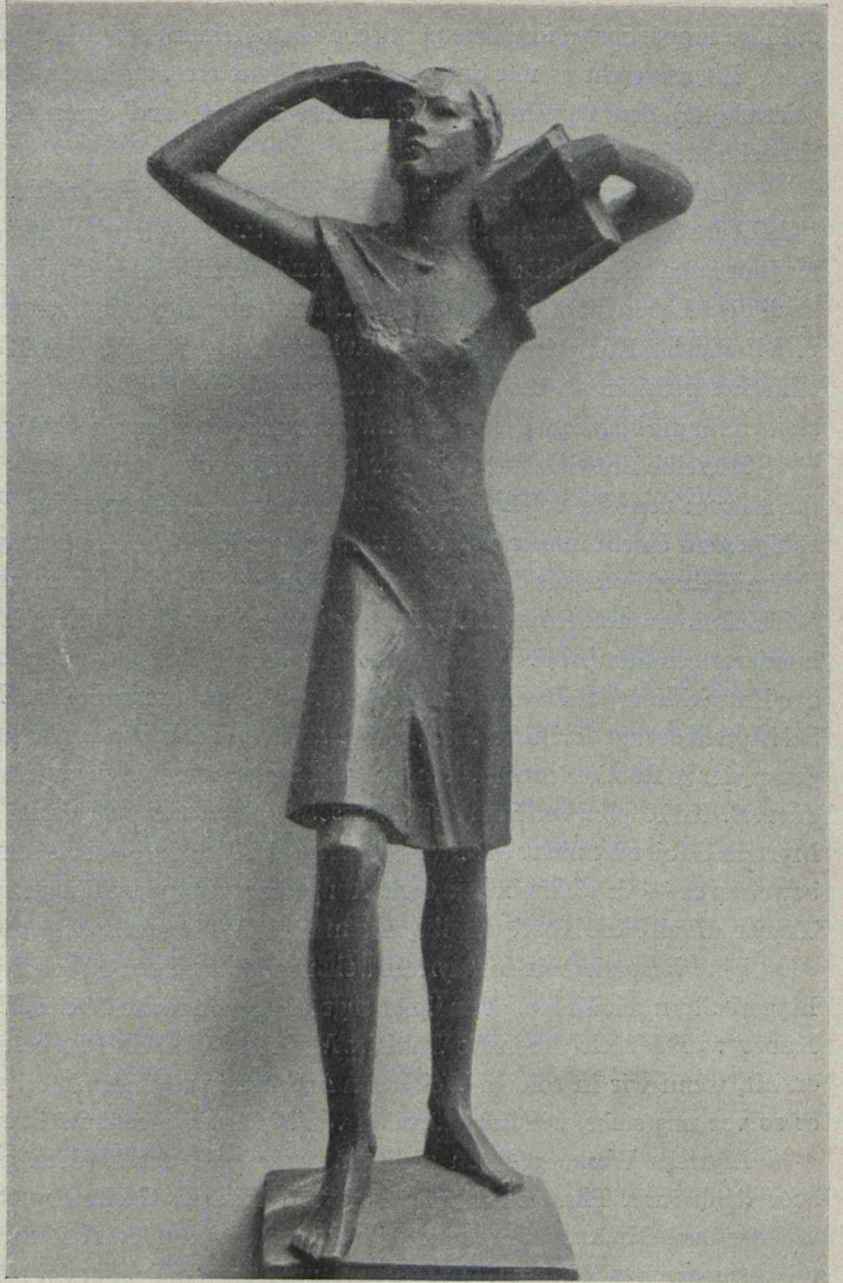
1. Myrtek: Frauenkopf



Der Bildhauer Thomas Myrtek Von Hanna Grisebach

Thomas Myrtek wurde 1888 in Beuthen geboren. An der Breslauer Akademie war er Schüler von Werner und Gosen. Nach dem Weltkriege begann er selbständig zu arbeiten. Plastiken aus dieser ersten eigentlichen Schaffenszeit zeigen z. B. in einem Bildniskopf ein freudiges Bejahen der Form, den Willen zu sauber durchgearbeiteter Ähnlichkeit. Auf der andern Seite bildet er die dekorative Seite seiner Begabung aus in der Stuckierung eines von Berendt erbauten Leinenhauses in Neisse und in der Türumrahmung der Zentrale der ober-schlesischen Kalkwerke in Oppeln (1922). Hier hat Myrtek auch zum ersten Mal seine Fähigkeit erprobt, eine Bauplastik an Ort und Stelle direkt aus dem Material zu hauen. Später befolgte er dieselbe Methode — um gleich die Wirkung seiner Arbeit an dem ihr zugewiesenen Zusammen-

**2. Myrtek: Mädchengestalt
an der Friedrich-Ebert-Schule in
Zimpel**



hang zu prüfen — bei dem Kriegerdenkmal in Oppeln und den Mädchengestalten an der Handelsschule in Beuthen (1924), die er unmittelbar aus Beton herausschlug.

Die letztgenannte Figurenreihe ist eine Vorstufe zu einer seiner glücklichsten Leistungen, den sechs Mädchen am Oberlyzeum in Oppeln¹⁾. Sie zeigen gegenüber ihren Schwestern in Beuthen die Wandlung von breiter Körperlichkeit zu schlanker, herber Formenbildung und entsprechen in ihrem kargen, strengen Wesen völlig dem Körpergefühl der neuen Backsteingotik des Gebäudes. Nur im Verein mit dieser Folie dürfen sie beurteilt werden, auch im Hinblick

auf ihre Proportionen und ihre plastische Durchbildung, die für Fern- und Untersicht berechnet sind. Ebenso steht es mit der weiblichen Figur am Stadion in Breslau, die auch im Material (Terrakotta) den Oppelner Mädchen verwandt ist und deren Formen weiter ins Charakteristische steigert.

An die Gruppe dieser Arbeiten reihen sich die wohl gelungenen Bronzestatuetten in der Friedrich-Ebert-Schule in Zimpel bei Breslau (1927): am Eingang der Knabenschule ein schlanker, nackter Junge und bei den Mädchen dieses reizend kühne Geschöpf, das mit dem Buche in der Hand nach dem Leben späht (Abb. 2). Sie steht in feiner Silhouette vor den saftigen Farben von Wand und Decke als Konzentrations- und Ruhepunkt des Auges. Ihre Kleidung ist noch knapper und einfacher gehalten als bei ihren Oppelner und Beuthener Vorgängerinnen, freilich konnte bei der kleinen für die Nahsicht geschaffenen Figur auch auf starke Gewandgliederung verzichtet werden.

Dieselbe Entwicklung, die wir beim Figürlichen beobachten, bezeugen naturgemäß auch die Köpfe: von der vollen, runden zu einer immer abgekehrteren Form, von dem in sich beruhigten zu einem immer gespannteren Ausdruck. Beim Anblick des hier abgebildeten vorzüglichen Frauenkopfes aus dem letzten Jahre wird man in dem Ausprägen eines edlen straffgebauten Schädels mit hoher Stirn und tief liegenden Augen unwillkürlich an die geistigen Köpfe des 14. Jahrhunderts erinnert (Abb. 1). Mit solchen Arbeiten ist Myrtek, der anfangs etwas abseits der modernen Entwicklung der Plastik stand, unversehens in sie hineingeraten. Denn allerorten und so auch bei Myrtek drängt die Bildhauerei zu Entstofflichung. In diesem Betracht ist der Künstler ein Gegenspieler zu Robert Bednorz, dem ihm stammesverwandten gleichfalls in Breslau tätigen Bildhauer, der z. B. den Köpfen von Ebert und Mussolini eine starke plastische Kraft zu geben vermochte. Myrteks Gebiet ist nicht so sehr das Porträt des Mannes — auch seine zahlreichen Studienköpfe beweisen es — als vielmehr die Gestaltung eines anonymen Frauentyps der Gegenwart. In der Trauer, die all diese Köpfe umgibt, mag man den Widerschein eines slawischen Elements erkennen.

Eine Besonderheit in Myrteks Schaffen, der noch zu gedenken bleibt, sind die Plastiken von Bergarbeitern aus Kohle. Von ihnen sagt M. Rieß in ihrem Buche „Der Arbeiter in der bildenden Kunst“: „Dadurch (durch die Wahl des Materials) wird ein ganz besonders tiefer sachlicher Ernst erzielt, wenn wir in solcher Weise den Arbeiter mit seinem Arbeitsstoff verbunden sehen und er so vor uns steht, wie er tatsächlich von Kohlestaub geschwärzt aus dem Schachte aufsteigt.“

Myrteks Werke gehören nicht zu denen, die durch einen genialen Funken entzünden, aber dank ihrer Phrasenlosigkeit, der vortrefflichen Gesinnung ihres Schöpfers, dem Ernst und der Zurückhaltung, mit denen sie auftreten, sind sie dem Kunstbetrachter angenehme, sympathisch ansprechende Wesen. In seinen Bauplastiken bekundet der Künstler ein feines Gefühl für das Temperament eines Hauses, er ist einer der wenigen, die sie als wirkliche Originale ohne die Vermittlerrolle des Steinmetzen schaffen können. Er ist ferner der Überzeugung, daß die Bedingungen, die gerade auf diesem Gebiet dem Bildhauer gestellt werden, den Reiz der Arbeit nur erhöhen.

Daher ist es nicht verwunderlich, wenn städtische Behörden Myrteks zuverlässige Kraft gern zu solchen Leistungen heranziehen und die Breslauer Siedlungsgesellschaft ihn auch jetzt wieder mit einer derartigen Aufgabe betraut hat: dem lebensgroßen Relief einer Familie für eine Hausfront in Zimpel, das die Bodenständigkeit des Menschen, den Siedlungsgedanken, sinnbildlich darstellt.

Vgl.: Der Oberschlesier, Juli 1927.

„Wanda“. Der neue Roman von Gerhart Hauptmann. Von Fritz Engel (Berlin).

Was Gerhart Hauptmann sagt und schreibt, gehört der Welt und nicht allein mehr der Heimat. Aber wir Schlesier hören noch den besonderen Ton heraus, wir haben ein brüderlich verwandtes Gefühl, wenn wir diesem Dichter lauschen, wir wachen darüber, ob er uns nicht vergessen hat, und wir sind stolz darauf, wenn er immer noch und immer wieder die Wurzelfasern der Empfindung und Erinnerung in den alten Boden zurücksenkt. Er ist für uns mehr, obschon es darüber hinaus ein Mehr kaum gibt, als der große deutsche Dichter. Er ist uns der schöpferische Geist, der unsere Heimat in die Welt trägt und die Welt in unsere Heimat.

Wie oft, wenn ich ihn lese, denke ich daran, daß ich gewiß als Junge häufig dem Knaben und Jüngling Gerhart begegnet sein mag, nicht ahnend, wer da mit blondem Schopf und hellblauem Auge verträumt an mir vorüberging, auf der Schweidnitzer Straße, wenn er zur Zwingerschule schritt, oder auf dem Platz bei Maria Magdalena, allwo ich lernend oder nicht lernend den Ranzen schleppte und wo er selber zum Konfirmandenunterricht beim Pastor ging. Es kam dann noch anderes. Gleich mir werden auch sonst viele in dem Dichter den Mann kennen gelernt haben, der uns den Heimatbezirk, seine Sitten und seine Sprache erst ganz erschlossen hat. Wir hatten das alles zwar auch gesehen, die engen Altgassen und das von gerüchevollen Buden umklammerte Rathaus, die Flößer auf der Oder und den Dom mit dem Weihrauchnebel über seinen goldenen Altären, aber wir sahen es zu oft, um es überhaupt noch zu sehen. Es war so sehr unser Eigentum und Hausrat, daß wir von dem Besitz nichts mehr wußten. Wir verstanden und kannten auch die Volkssprache, wir lernten sie von der „Schleußerin“, aber auch das war, wengleich die Eltern aus Gründen gesellschaftlicher Gesittung durchaus dagegen waren, selbstverständlich und ward nicht mehr gewogen.

Nun aber kam in meiner Jugendzeit Karl von Holtei mit seinen schlesischen Gedichten, die erstaunlicherweise schwarz auf weiß druckten, was sich doch eigentlich für feinere Leute nicht schickte, das heißt für solche, die sich emsig bemühten, ein reines Hochdeutsch zu sprechen. Das aber blieb immer noch in der Provinz. Erst dieser Gerhart Hauptmann hat Schlesien in großem Stil literaturfähig gemacht, weiter ausgreifend noch als Fritz Reuter es mit dem Plattdeutschen getan, oder später Thoma mit dem Bajuvarischen, von den Lokalpoeten des Sächselns gar nicht zu sprechen.

Der Größe seiner Begabung entsprach die Wirkung, die von Hauptmann ausging. Er war ja, von anderen kleinen Versuchen abgesehen, zuerst Dramatiker. Schlesische Menschen mit schlesischer Sprache kamen an die sichtbarste Stelle, sie traten auf die Bühne, und wenn dann die meisten Schauspieler, alle mit seltensten Ausnahmen, das Schlesische miserabel sprachen, so fühlten wir, die wir zwischen Elbquelle und Oder, zwischen Katzbach, Neiße und Bober daheeme waren, zwar ein wenig Ärger, aber doch mehr Freude, weil wir das feine Ohr für diese Fehler hatten und sie bemerkten. Das hatten wir gar nicht gewußt, das lag ganz still in uns, bis Hauptmann, der feinhörigste aller Schlesier, die Laute unseres Ursprungslandes fixieren kam. Der Dichter hatte seine Poetenrechte weit über das gewohnte Maß ausgedehnt, er war zum Sprachmeister geworden. Die Sprachwissenschaft, bis dahin nur ein Laboratorium der Fachgelehrten, war nun blühendes Leben, und zugleich trat uns die schlesische Landschaft, von Eichendorff gewiß sehr lieblich romantisiert, zwar noch immer in einer

leise verklärenden Schönheit entgegen, aber doch auch als der mit wirklichen Augen gesehene Hintergrund für wirkliche Menschen. Auch in seinem epischen Werk und in ihm erst recht hat Hauptmann das Schlesische mit allen Fühlern der Seele erfaßt, das Gebirge, die Absenkung ins Tal, das Tal selbst, die große Stadt, die kleine und das Dorf. Man braucht nur an „Emanuel Quint“ und an „Anna“ zu denken. Hauptmann hat, um mit ihm selbst zu sprechen, den „narkotischen Brodem der Heimatscholle“ ganz in sich aufgenommen.

Das alles sage ich rückblickend, und auch für alle Zeit wird das Urschlesische von der Gesamtgestalt Gerhart Hauptmanns nicht zu trennen sein. Wenn ich— sonst voll Bewunderung — seines neuesten Werkes gedenke, darf ich eine Einschränkung wagen. Auch „Wanda“ (bei S. Fischer in Berlin erschienen), spielt zum Teil wieder in Schlesien. Wir sind in und um Breslau, wir besuchen den Schweidnitzer Keller, wir erleben eine sehr großartige Szene im alten Zirkus Renz am Freiburger Bahnhof. Wir sind am Zobten von ehemals, von dem Hauptmann schon einmal gesprochen hat, in einem Kapitel Lebenserinnerungen, in dem er das jugendliche Entzücken des ersten Besuches wiedergibt. Aber dies alles bleibt mehr Staffage, ich will das nicht beklagen, ich will es nur feststellen, daß ich nun einmal von dem Schlesier Hauptmann gesprochen habe. Oder ertappe ich mich geradezu bei Eifersucht, weil ich, eben als Mitschlesier, diese heimatlichen Linien gern vertiefter, diese Menschen, so weit sie in jenen Bezirken zu Hause sind, gern autochthoner, die Zustände in Breslau etwa um die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als Hauptmann an der Kunstschule Eindrücke sammelte, gern näher geschildert sehen möchte? Ich will mich bescheiden, ich will sagen, daß Hauptmann die Kunstschule schon im „Kollegen Crampton“ dargestellt hat, nicht gerade mit der Liebe eines dankbaren Jüngers, dafür um so richtiger. Ich will mir vergegenwärtigen, daß Schlesien hier nichts anderes sein soll und ist als die begleitende Stimme, ebenso wie in anderen Kapiteln des Romans die Mark, die dem alten Friedrichshagener so vertraut geworden ist, und ebenso wie Rom, das unter den Entwicklungsplätzen des Dichters gleich hinter Breslau kam.

Die schlesischen Dinge sind diesmal nur das Gehäuse, auch im Roman sind es nur die Bühnenwände, die das tragische Geschehen umschließen. Daß dieser Bildhauer Paul Haake Schlesier ist, das ist nur Zufall, man möchte sagen, nur Bequemlichkeit, weil Hauptmann dann Einzelzüge persönlichen Erlebens geben kann. Wenn der noch unvergessene Meißelkünstler Toberentz genannt wird, wenn die Rede von dem Brunnen hinter der Breslauer Universität ist, den später Hugo Lederer geschaffen hat, wenn wir an den Stadtgraben geführt werden, so ist das Beiwerk und wäre aus anderen Städten leicht durch Ähnliches zu ersetzen.

Jenseits alles Landschaftlichen und Lokalfarbigen ist der Kern: Verfall eines groß angelegten, geistig bedeutenden, stark empfindenden Menschen, Verfall durch das Weib, Verfall durch Leidenschaft, Verfall durch den „Dämon“, — so lautet auch der Untertitel des Buches. Durchschimmernd der zweite Gedanke von sozialem Gewicht: der Sprosse des Proletariats, mit allen Gaben gesegnet, um ihn zur Höhe der Menschheit zu führen, der dennoch zurücksinkt.

Paul Haake ist Sohn eines handwerkenden Steinmetzen und einer Waschfrau. Er soll werden, was sein Vater war. Aber das Talent ist da, er wird bekannt, er wird gesucht, die Professur an der Kunstschule wird und muß kommen. Das Schicksal zückt wider ihn. Auf der Landstraße trifft er ein verschmutztes Mädels, Wanda Schiebelhut, er nimmt sie auf, er richtet sie menschenwürdig her. Sie ist gleich ihm aus Niedrigem hervorgegangen, auch sie

ein Proletariertkind, Vater ist Stellmacher, Mutter ist Hebamme. Auch Wanda hat die Sehnsucht aus ihrer Schicht heraus und Sehnsucht nach Glanz. Wo kann sie ihn finden? Talent hat sie nicht, außer Talent zum Leben. Nun, da ist der Wanderzirkus, ist Flitter, ist Freiluft, ist Möglichkeit zu gefallen, sich auszuströmen und irgendwie Karriere zu machen. So treffen sie sich, die Halbdirne und der Mann, der blind genug ist, um in ihr sein Ideal zu finden, und sehend genug, um sie zum Modell für Skulpturen zu nehmen, die ihn vom Schulzwang des Akademischen befreien. Als Künstler wächst er an ihr, als Mensch geht er zugrunde. Sie entflieht ihm, er findet sie wieder. Sie kehrt zu ihm zurück, er macht sie zu seiner Frau, sie hält es im bürgerlich Professoralem nicht aus, stürzt sich wieder in die Schaumpracht des Zirkus, gleitet von neuem zu ihm hin, schwatzt ihm das Kind eines anderen Vaters als das seine auf — und er schlägt den Nebenbuhler nieder und stirbt selbst den Tod eines Vaganten.

Das erzählt uns Hauptmann, eine Geschichte voll von furchtbar gärender Erregung. Aber er erzählt sie aus der Vergangenheit mit der gelassenen Kraft des Chronisten, mehr mit unterirdischem, als mit flammendem Feuer. Ohne Zorn sieht er dieses Geschöpf Wanda, das viele gute Gaben des Weibes nur empfangen hat, um damit zu vernichten. Mit Güte sieht er den Mann im Zwiespalt eines Wesens, das ihn auf dem Weg zur Höhe mit dem Gewicht urteilslosen Liebeswillens belastet, mit der immer wieder hervorbrechenden Sucht, sich im Alkohol zu betäuben, mit dem wahrhaft orgiastischen Trieb der Selbstzerstörung. Es ist ein Passionsweg, den er ihn gehen läßt, es ist noch Schlimmeres. Denn immer winkt diesem Paul Haake neben dem Ruhm auch das Glück. In Rom, wohin er vor Wanda sich retten will, ist es eine vornehme Schwedin. Als diese Hoffnung zerbricht, die ihm innere Ruhe geben könnte, zerschlägt er wieder, wie Jung-Hauptmann selbst es einmal getan, alles, was er gebildet hat. In der Heimat ist es das gesunde Försterkind, Mieke Ronke, die ihn befreien könnte. Weder Kultur noch Natur vermögen ihm zu helfen. Auch der treue Freund Willi Maack reicht ihm immer wieder die Hand. Vergebens, alles vergebens. Der Dämon siegt. Das einheitlich Böse bezwingt den Menschen, der ihm nicht das einheitlich Gute entgegenstellen kann.

Das erleben wir, das erleiden wir mit, sehr erschüttert, sehr dankbar. Als ein Gegebenes, als Dasein, als eine der unbegrenzten Möglichkeiten und Verwicklungen menschlicher Zustände. Darin sind wir ja, durch sein ganzes dichterisches Werk erzogen, mit Hauptmann einer Meinung: auch das Böse ist nicht in moralisierendem Sinne zu nehmen. Es ist da, als Verhängnis, als die Moira der Alten, eine geheimnisvolle Macht. Es ist da, neben dem Guten, wie die Nacht neben dem Tag. Der Dichter hat es nachzudichten und aus den Geschöpfen seiner Phantasie nur die Konsequenzen der Wirklichkeit zu ziehen. Diese Neutralität Hauptmanns ist auch hier bewundernswert. Er ist deshalb auch der letzte, der etwa die Strudel-existenz dieser Wanderzirkusmenschen beanstandet. Umgekehrt: hier wallt der Schuß Zigeunerblut auf, der auch noch in dem älter gewordenen Hauptmann pulst. Er liebt diese leichten Menschen, die täglich mit dem Leben spielen, und wenn er auch selber jetzt mit dem Blitzzug reist, kennt er diese Zeltbewohner, die mit dem bunten Wagen von Ort zu Ort nomadisieren, als wäre er mit ihnen über die Landstraße gezogen. Es gibt da schlechte Kerle und brave und wunderliche, die Sonne bescheint sie, der Regen durchtriefte sie, unser Dichter gestaltet sie, und jeder, der nicht ganz steifleinen ist, wird sich an ihnen erfreuen.

Musik

Von der Kammermusik

Die Statistik des schlesischen, insbesondere des Breslauer Musiklebens während des zweiten Halbjahrs 1928 gibt nach mehr als einer Richtung zu denken. Bei auch nur einiger Unvoreingenommenheit wird man zwar mit Freude recht wesentliche Erfolge ernsthaften Bemühens um die künstlerische Höhe der Oper wie der Orchesterkonzerte erkennen, im übrigen jedoch einen empfindlichen Rückgang feststellen müssen. Es ist gewiß kein Unglück, daß die ehemals vielzuvielen, allzuoft gänzlich belanglosen und deshalb entbehrlichen Solistenkonzerte an Zahl sehr stark abgenommen haben, aber der jetzt in erschreckendem Ausmaß zutage tretende, einer Stilllegung gleichkommende Verfall bodenständiger Kammermusikpflege durch ortsansässige Künstler bedeutet eine Katastrophe, deren Verantwortung weder der Vergangenheit, noch den Nöten der Zeit allein zugeschoben werden kann. Läßt sich wohl auch nicht behaupten, daß in diesem edlen Zweig der Tonkunst hierzulande produktiv wie reproduktiv Spitzenleistungen von weitgehender, über Schlesien hinausreichender Geltung bisher die Regel gewesen sind, so hätte doch der gegenwärtige schlimme Niederbruch unter allen Umständen vermieden werden sollen. Eine solche verhängnisvolle Gestaltung der Dinge war keineswegs nötig. Man wende nicht ein, daß ja noch immer, zum mindesten in Breslau und in den anderen größeren Städten Schlesiens, die namhaftesten auswärtigen Kammermusikvereinigungen konzertieren, welche, an ihrem häufig nur spärlichen Besuch gemessen, dem Bedürfnis anscheinend genügen. Das ist zu kurz gedacht, denn bei diesem Konzertieren handelt es sich fast ausnahmslos um gelegentliche Darbietung von Streichquartetten wie früher bei den Kammermusiken des Breslauer Orchestervereins, nicht um die wünschenswerte planmäßige Erschließung einer großen Anzahl höchst bedeutender, ungekannter Meisterwerke. Gerade in der gar zu einseitigen, etwas bequemen und leicht steril werdenden Beschränkung auf das Streichquartett lag und liegt, mehr denn je, die Gefahr. Wie oft ist in früheren Jahren bei den damals zuständigen Stellen auf die Notwendigkeit, auf die künstlerische Pflicht hingewiesen worden, das gesamte, an unschätzbaren Köstlichkeiten überreiche Gebiet der Kammermusik, auch der vokalen und vokal-instrumentalen, ausgiebig zu pflegen! Konnte oder wollte man nicht hören? Fehlte die geistige Beschwingtheit, das Verständnis, das Begreifen dessen, was gefordert

wurde? Sei dem, wie es sei: eine Stadt von der Größe Breslaus hätte sich kammermusikalisch niemals so bloßstellen dürfen. Und vollends unverständlich bleibt, daß die jüngste, ausgezeichnete Gelegenheit zum Wiederaufbau, die Schubertfeier, nicht benutzt wurde zu einer künstlerischen Tat. Dieses erneute Versagen kann unmöglich schweigend hingenommen werden, läßt es doch auf Führerlosigkeit schließen, auf Führerlosigkeit im weiten Bereich reiner Tonkunst außerhalb der Oper und des großen Orchesterkonzertes. Dem Generalintendanten unseres städtischen Opernhauses hat man aus wohlwogenen Gründen die Oberleitung auch der „Schlesischen Philharmonie“ übertragen. Wurde dabei zugleich bedacht, daß es außer der Oper und dem großen Konzert noch andere ernste Musikarten gibt, die einer planmäßigen Pflege bedürfen? Von dem um die Oper sehr verdienten Generalintendanten nun ohne weiteres noch die überlegene Beherrschung des gerade in der Gegenwart sehr ausgedehnten Gebietes der großen und kleinen, alten und neuen Kammermusik zu verlangen, wäre ebenso unbillig wie ungerechtfertigt; eine solche Beherrschung der Tonkunst in allen ihren Erscheinungsarten übersteigt sicherlich die Kraft eines einzelnen. Ist aber nicht, nach dieser Richtung gesehen, eine für den dauernden Bestand der künstlerischen Höhe der Schlesischen Philharmonie immerhin abträgliche Lücke in der Organisation offen geblieben? Sollen die 120 Mitglieder des Orchesters nicht nur der Oper und dem großen Konzert, sondern, wie grundsätzlich wohl angenommen war, der gesamten schlesischen Musikpflege zugute kommen, so müßte dem Generalintendanten, der in erster Linie Theaterfachmann und als solcher voll in Anspruch genommen ist, unbedingt eine für das Konzertwesen im allgemeinen, wie für die Kammermusik im besonderen befähigte Hilfsperson beigeordnet werden, um auch außerhalb der Oper und des Orchesterkonzertes die künstlerisch unerläßliche Höhenlinie halten zu können, die eine so große Stadt und ein so großes deutsches Land sich schuldig sein muß. Die Schlesische Philharmonie zählt eine ganze Reihe von bewährten, kammermusikfähigen und kammermusikbegeisterten Solisten zu ihren Mitgliedern; sie besitzt außerdem in Georg Dohrn einen Kammermusikspieler nicht nur in Schlesien anerkannt allerersten Ranges. Weshalb werden diese hervorragenden künstlerischen Kräfte nicht ausgenützt? Es dürfte schwerlich eine

zweite deutsche Großstadt geben, in der eine derartige Unterschätzung der Kammermusik besteht. Von der Kenntnis der zeitgenössischen, durchaus nicht überwiegend atonalen oder kakophonischen Kammermusik sind wir augenblicklich so gut wie abgeschnitten. Von den vielen neugeschaffenen oder neubelebten Musiken für kleines Orchester hören wir nichts. Nichts von der so reizvollen vokalen Kammermusik. Da darf man sich nicht wundern, wenn Breslau und Schlesien kammermusikalisch noch immer als rückständig bezeichnet werden. Wohl müht sich der Breslauer Rundfunksender — das verdient besondere Anerkennung — um die Kammer-

musik der verschiedensten Zeiten und Stile, aber diese zumeist recht guten Aufführungen können nach dem jetzigen Stande der Technik das lebendige Klangbild noch nicht entbehrlich machen. Jedenfalls dürfte die geschilderte Hemmung in der Pflege der Kammermusik umso weniger lange verborgen bleiben, je mehr die Oper und das große Konzert fortfahren (was wir alle aufrichtig wünschen und dessen wir uns stets freuen), bei außerordentlichen Leistungen auch mit dem künstlerischen Schaffen der Gegenwart gleichen Schritt zu halten, ja selbst auf neuen Wegen neuen Zielen zuzustreben. Videant consules!
Max Schneider

Theater

Von Smetanas Tode bis zum späten Bekanntwerden Janáceks vergingen fast vierzig Jahre; außerhalb der tschechischen Länder hat man wenig davon Kenntnis genommen, daß neben diesen beiden großen Namen eine Reihe anderer mit der Operngeschichte verknüpft sind. Es gibt eine unmittelbare Smetana-Nachfolge, von Fibich über Foerster zu Ostrcil und Zich, die neben der ganz anders gearteten, singulären Erscheinung des Mähren Janáček als eine Art Schule besteht. Die jüngeren gingen zum Teil andere Wege; man kennt sie (Zitek, Jirák, Burian, Jeremiás, Nemecek, Weinberger) im allgemeinen nur in Prag. Unbeteiligt an dieser tschechischen Opernkomposition der jüngsten Gegenwart sind die aus der Tschechoslowakei hervorgegangenen Deutschen, wie Korngold und Mracek oder der noch in Prag wirkende Fidelio Finke. Sie haben mit der nationaltschechischen Tradition nichts zu tun, es ist daher auch unzutreffend, von einer „böhmischen“ Oper gemeinlich zu sprechen. Mit Jaromir Weinbergers „Schwanda“ hat nunmehr das Breslauer Stadttheater eines der tragfähigsten Werke dieser jungtschechischen Gruppe in Deutschland eingeführt. Der ganz unbestrittene Erfolg bewies, daß es sich hier um mehr als um einen interessanten Versuch handelt. Man erlebte seit Smetana wieder zum ersten Mal, wie eine bewußt auf volksmäßig-bodenständigen Rhythmus und Melos gegründete Musik allgemeinverständliche Sprache sein kann, man hat sozusagen ein Musterbeispiel volkstümlicher Kunstopera, wie wir sie in Deutschland in den letzten Jahren vergebens erwarteten. Sollten in der Tat die gleichen Quellen, aus denen hier lebendiger und echter Ausdruck floß, bei uns verschüttet sein? Das Neuschaffen „aus dem Geiste des Volksliedes,“ zu dem Weinberger sich bekennt, ist ja auch bei uns vielfach versucht worden; aber es liegt wohl an der Verschwommenheit und Wurzellosigkeit unserer gegenwärtigen Begriffe von Volkslied und Volkstanz, wenn es über operettenhaft-sentimentale Machwerke nicht hinauskam. Die ganze Gefahr für das fortwirkende Bewußtsein unserer nationalen melodischen und rhythmischen Ausdrucksformen wird

an diesem fremden Beispiel erkannt: was den slavischen Völkern noch durchaus lebendig und gegenwärtig ist, die eigentümliche Musik des Heimatbodens, wird bei uns gesucht statt geschöpft, rekonstruiert statt erlebt. Diese tschechische Volksoper ist ein Ruf an unsere schaffende Generation.

Wieder wie bei Smetana gilt es hier nicht den Entlehnungen aus der Volksmusik, sondern ihren verarbeiteten Einflüssen nachzugehen. Sie sind unwillkürlich und gesund, sie hemmen die Erfindung nicht, sondern befruchten sie. So wächst der wirkliche Geist einer noch lebendigen Volksmusik organisch in die höhere Kunstform. Weinberger äußert sich selbst über seine Art der „Anlehnung“ an den Volkstanz, der in Böhmen ursprünglich immer Singtanz war. Der Zweierteltakt des Polka-Schrittes ist eines der rhythmischen Grundelemente seiner Partitur, die Gesangslinien sind durchaus tanztänzerisch bestimmt, ja die bewußte Bindung an das Volkstümliche geht so weit, daß das Thema des schönen Liedes „Auf unsrem Hof daheim“ zu einer Art durchgängigem Motiv wird. Auf dem Grunde dieser bodenständigen Einflüsse setzt dann die eigene Arbeit Weinbergers ein, eine bewundernswert reife und talentvolle Arbeit. Es strömt in dieser Partitur von immer neuen Gedanken, eine höchst saubere Technik gibt ihnen vollkommene Durchführung. Diese Technik ist, wenn man will, traditionsgebunden; das bewahrt sie vor sinnfremden Experimenten. Musikantisch üppig und verschwenderisch, wie das ganze Werk, lebt sich in einer regelrecht selbständigen Ouvertüre ein Thema in vierstimmiger Fuge aus, die das Können des Reger-Schülers verrät.

Die Aufführung, eine köstliche Frucht schönster Zusammenarbeit von Graf-Wildermann-Seidelmann und ausgezeichnete Einzeldarstellung, bedeutete einen bleibenden Erfolg auch unseres Opernhauses. Wir müssen uns dieser Entdeckung für die deutsche Opernbühne freuen, fragen dabei freilich auch immer resigniert, warum unser gegenwärtiges deutsches Opernschaffen uns gleich gesunde und hochwertige Volkskunst versagt.
Hans Hermann Adler

Bildende Kunst

Zur Frage des Künstlerbundes

Zu unseren Ausführungen im vorigen Hefte sendet uns Herr Professor v. Gosen, der Vorsitzende des Künstlerbundes, folgende Zeilen:

Der Artikel über die Ausstellung des Künstlerbundes Schlesien im Dezemberheft der „Schlesischen Monatshefte“ berührt neben der Kritik der Ausstellung allgemeine Ausstellungs- und Organisationsfragen der Vereinigung.

Da einige Behauptungen eine falsche Meinung über die inneren Verhältnisse der Vereinigung aufkommen lassen können, scheint es wichtig, auf die berührten Fragen näher einzugehen.

Der Künstlerbund besteht jetzt zwanzig Jahre. Eine so alte Vereinigung hat Alterserscheinungen; das ist nicht die Folge des schlechten östlichen, speziell Breslauer Klimas, sondern etwas ganz naturgemäßes. Alle Künstlerorganisationen, sei es in München, Dresden oder Berlin, machen denselben Prozeß durch. Die Mitgliederzahl wächst mit den Jahren, das Werk und das Wollen der einzelnen wird verschieden, in den meisten Fällen führt das zu Spaltungen, Sezessionen, siehe München, Dresden, Berlin, Düsseldorf.

Breslau hat im Verhältnis zu seiner Größe einen recht kleinen Kreis, der sich für Kunst interessiert und Kunst und Künstler fördert. Der Künstlerbund hat es verstanden, und es war eine glückliche Idee seiner Gründer, diese Kreise zur Mitgliedschaft zu gewinnen. Nur durch die Zahl seiner außerordentlichen Mitglieder und seiner Förderer ist es ihm möglich, seine Ausstellungen zu finanzieren. Eine Sezession wird hier schwerlich auch einen genügend großen Kreis von Förderern finden. Außerhalb der Künstlerschaft wird niemand recht die Notwendigkeit der Spaltung einsehen. Herr Professor Landsberger spricht in seinem Artikel ebenfalls die Ansicht aus, daß eine Zersplitterung unserem Kunstleben nicht förderlich sein kann. Der Künstlerbund ist, so wie er ist, hier trotz seiner Alterserscheinungen immer noch eine Organisation, die den Zwecken, die er verfolgt, dienen kann.

Das Ausstellen in Gruppen stellt einen Versuch dar, den verschiedenen Kräften im Bunde gerecht zu

werden. Ob der Weg auf die Dauer gangbar sein wird, wird sich zeigen. Denjenigen, die unsere Versammlungen besuchen, ist bekannt, daß die verschiedensten Möglichkeiten der Teilung in Gruppen erwogen wurden. Der Weg, durch die Wahl der Jury das Programm der Ausstellung zu kennzeichnen, schien zunächst der beste. — Bei der ersten derartigen Ausstellung war, was entschuldbar ist, die Organisation noch nicht so, daß alles ohne Schwierigkeiten abgewickelt werden konnte. Es sind alle Mitglieder zur Ausstellung aufgefordert worden, und es war ihrem Ermessen anheimgestellt, sich an der Ausstellung zu beteiligen. Es kann keine Rede davon sein, daß wichtige Künstler in den Hintergrund gedrängt werden sollen; allen, die wirklich willens sind, unseren Ausstellungen durch ihre Arbeiten zum Gelingen zu verhelfen, ist Gelegenheit geboten, auszustellen. Gerade die wichtigen werden ja immer noch persönlich gebeten, aber aus den verschiedensten Gründen, die ich hier nicht näher erörtern will, ist oft eine Beteiligung unmöglich. Wer Bescheid weiß, wird für ihr Fehlen bei einer Ausstellung nicht die Veranstalter verantwortlich machen. — Um die Ausstellungen interessanter zu gestalten, ist beschlossen, sie nicht nur auf die Mitglieder des Bundes zu beschränken; es sollen jedesmal ein oder zwei auswärtige namhafte Künstler eingeladen werden. Bei der letzten Ausstellung hat man sich auf auswärtige Mitglieder der Vereinigung beschränkt; in Zukunft sollen auch Nichtmitglieder herangezogen werden, wie dies ja auch früher bei größeren Veranstaltungen geschehen ist. — Im Februar wird Professor Bednorz neue Arbeiten mit einer Auswahl von Zeichnungen ausstellen, im März wird eine Ausstellung unter der Leitung von Dobers, Nerlich, Myrtek stattfinden.

Wenn alle tatkräftig mithelfen, trotz gegenteiliger Kunstanschauungen, und gerade die starken, die vielumworben aber durchaus nicht vernachlässigt sind, sich entschließen, sich mit ihrer Arbeit für das hiesige Kunstleben einzusetzen, dann wird der Künstlerbund trotz aller Spannungen durch seine Ausstellungen für die Kunst in unserer Stadt doch noch einiges bedeuten können.

Theodor v. Gosen

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Summarische Bilanz

Am Jahresschluß pflegt man Bilanz zu ziehen. Für die schlesische Wirtschaft kann sie, wenn vielleicht auch das eine oder andere Privatunternehmen eines erkleckliche Dividende seinen Aktionären auf den Neujahrstisch legt, im ganzen betrachtet, wenig günstig aussehen. Die Passiva übersteigen die Aktiva immer noch in recht erheblichem Maße. An dieser

Stelle ist zwar vor zwei Monaten davon gesprochen worden, daß durch Neubelebung der Initiative und durch eine gegen frühere Zersplitterung angenehm auffallende Zusammenfassung der Kräfte die Hoffnung gestärkt ist, daß es Schlesien gelingen wird, seine besonderen wirtschaftspolitischen Wünsche stärker geltend zu machen. Aber das kann nur eine Hypothek auf

die Zukunft sein, und ihre Zinsen haben wir bis jetzt noch nicht ernten können. Es stellt sich im Gegenteil heraus, daß der Anteil Schlesiens am Gesamteinkommen Deutschlands in einem sehr starken Mißverhältnis zu seinem Anteil an der Bevölkerung des Reiches steht. Es ist bekannt, daß die hier gezahlten Löhne teilweise bis zu 50% unter denen liegen, die in Berlin oder in anderen deutschen Industriegebieten dem Arbeiter zukommen.

Die Gründe für die Stagnation und die mangelnde Prosperität der schlesischen Wirtschaft sind oft genug aufgezählt worden. Unter ihnen wird in letzter Zeit wieder mit besonderem Nachdruck das Fehlen der alten Absatzgebiete für die schlesische Industrie und den schlesischen Handel betont. Die neuen Grenzen und ihre Verschärfung durch den jahrelangen Zollkrieg haben das für die Wirtschaft unentbehrliche Hinterland abgeschnitten. Man braucht in diesem Zusammenhang nicht noch einmal ausführlich auf das Problem des deutsch-polnischen Handelsvertrages einzugehen. Seine Schwierigkeiten sind hinlänglich bekannt. Der Wirkungsradius der schlesischen Wirtschaft ist aber nicht nur nach Osten durch die Zollkriegsmauer, nach Westen durch tschechische Hochschutzzölle verkürzt; auch in der Richtung nach dem inneren Deutschland wurde ihm vieles seiner früheren Weite genommen.

Im Preußischen Landtag hat man sich kurz vor den Weihnachtsferien ausführlicher gerade mit diesen Fragen befaßt. Man nahm wieder einmal Stellung zu der Frage des Ausbaus der Oder, deren für eine wirkliche Verkehrsstraße ganz unmöglicher Zustand gerade in diesem Jahre, wo Tausende von Kähnen viele Monate lang wegen „Versommerung“ festlagen, besonders deutlich wurde. Auch die Landtagsredner waren sich darüber einig, daß mit dem Bau des Staubeckens bei Ottmachau und mit einer Regelung der Zufahrt vom oberschlesischen Zentralrevier nach Cosel-Oderhafen noch keinesfalls alle Mißstände beseitigt sein würden. Für die Schlesier ist es eine alte Weisheit, daß nur eine ganz umfassende Regulierung sie in Zukunft von nicht nur unliebsamen, sondern sehr schwere Verluste mit sich bringenden Überraschungen, wie sie eben wieder im letzten Jahr eintraten, bewahren kann. Der Mittellandkanal rückt immer weiter vor; die Pflicht, die schlesische Wirtschaft, soweit das an den Transportkosten liegt, konkurrenzfähig zu erhalten, wird dadurch immer dringender.

Aber es sind, wie auch gerade jetzt wieder im Preußischen Landtag zur Sprache kam, nicht nur die natürlichen Verkehrsschwierigkeiten, die die schlesische Industrie belasten. Es gibt in Deutschland einen Stahlwerksverband, der eine recht scharfe Preiskontrolle für die gesamte Eisen-Industrie ausübt. Um zu verhindern, daß zufällig verkehrstechnisch günstiger liegende Betriebe Sondervorteile vor den ungünstiger liegenden Werken erhalten, hat dieser Stahlwerks-

verband eine einheitliche Frachtbasis für ganz Deutschland geschaffen. Jeder Verbraucher von Hüttenprodukten hat, gleichgültig, woher er sie bezieht, die Fracht von Oberhausen bzw. Neunkirchen (Saar) bis zu seinem Verbraucherort zu zahlen, auch wenn er keineswegs aus Oberhausen oder Neunkirchen sich die Ware kommen läßt, sondern von einem ihm bedeutend näher liegenden Punkt. Es ist hier nicht der Ort, über das Wesen von Kartellen oder ihre Berechtigung und Bedeutung für das Wirtschaftsleben im allgemeinen zu sprechen. Wir können nur feststellen, daß diese Bestimmung des Stahlwerksverbandes sich für die schlesische verarbeitende Industrie aufs allerungünstigste auswirkt.

Es ist sicher nicht falsch, wenn man die recht fühlbare Verminderung des Absatzes der oberschlesischen Eisen-Industrie mit dieser Frachtbestimmung in Zusammenhang bringt, und wenn man weiter der Ansicht der Verarbeitungs-Industrie beitrifft, daß sie durch künstliche Verteuerung der in ihrer unmittelbaren Nähe liegenden Produkte, die über 25 % beträgt, gegenüber anderen Industrie-Werken im mittleren oder westlichen Deutschland sehr konkurrenzuntüchtig wird.

Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Ein Verarbeitungswerk in Gleiwitz, das von einem ebenfalls in Gleiwitz liegenden Hüttenwerk sein Eisen kauft, zahlt für die Tonne etwa 135 RM. und dazu noch die gänzlich fiktive Waggonfracht Oberhausen — Gleiwitz in Höhe von 34 RM. Für ein Verarbeitungswerk im Rheinland, das am gleichen oder benachbarten Orte kauft, beträgt aber der Frachtaufschlag nur einen geringen Prozentsatz dieser reichlich 34 RM. Es bezieht also sein Rohmaterial etwa 20% billiger als der Gleiwitzer Betrieb. — Nun gewinnt auch die Feststellung des Oberschlesischen Städtetages, daß in den letzten drei Jahren rund 8000 zu Konstruktionsaufträge außerhalb Schlesiens vergeben wurden, obwohl sie von der oberschlesischen Eisenindustrie in mindestens der gleichen Qualität hätten ausgeführt werden können, ein besonderes Gesicht. Auch das für die Herstellung der Konstruktionen notwendige Walzmaterial wurde nicht von den oberschlesischen Hütten bezogen. Die oberschlesischen Verarbeitungswerke mußten eben teurer sein, und auch die oberschlesischen Hütten mußten ihr Walzeisen erheblich teurer abgeben als die Werke in Mittel- oder Westdeutschland, da sie nach der Bestimmung des Stahlwerksverbandes die gesamte Fracht Oberhausen — Oberschlesien mit einzukalkulieren hatten. Die schlesische Industrie ist also nicht in der Lage, von den oberschlesischen Werken ihr Eisen zum Weltmarktpreis zu kaufen. Berücksichtigt man die bekannte, im ganzen höchst ungünstige Verkehrslage Schlesiens, dessen Produkte stets noch einen langen Transportweg zurücklegen haben, bis sie ins Innere Deutschlands ge-

langen, dann muß man dieser schematischen Regelung des Eisen- und Stahlabsatzes durch den Stahlwerksverband, in Schlesien wenigstens, fast ausschlaggebende Bedeutung beimessen. Wenn man nun hört, daß die Beschäftigungsziffer in der oberschlesischen weiterverarbeitenden Industrie in den letzten Jahren um nahezu ein Drittel zurückgegangen ist, und daß es im Bereich der Provinz Niederschlesien keineswegs besser aussieht, dann wird das nach den eben erfolgten Feststellungen nicht wundernehmen.

Diese traurige Entwicklung der letzten Jahre hat aber doch vielleicht ein Gutes gehabt: Es ist jedem irgendwie im Wirtschaftsprozeß Tätigen dadurch deutlich vor Augen geführt worden, welche Bedeutung gerade die verarbeitende Industrie für die gesamte Bevölkerung hat. Die allgemeine weltwirtschaftliche Entwicklung und die besonderen Bedingungen, unter denen die deutsche Wirtschaft steht, schiebt sie immer weiter in den Vordergrund. Der Qualitätsgedanke muß heute in der Wirtschaft ausschlaggebend sein, vor

allem, wenn man gezwungen ist, sein Hauptaugenmerk auf den Export zu richten. — Kohle und Eisen gibt es sehr viel in der Welt. Diese beiden Grundstoffe der Wirtschaft haben ihren Seltenheitswert eingebüßt. Nicht der einfache Rohstoff also, nicht das Massengut ist begehrt, und nicht mit ihm kann man heute auf dem Weltmarkt große Geschäfte machen. Es lohnt sich, die Ausfuhr in immer steigendem Maße nur in Fabrikaten, auf die ein Höchstmaß menschlicher Erfindungs- und Arbeitskraft verwendet wird. Gerade für Schlesien in seiner exponierten Lage, zwischen zwei fremde Staaten hineingeschoben, gilt das in besonderem Maße. Um aber rationell und rentabel Qualitätserzeugnisse herstellen und absetzen zu können, braucht Schlesien günstige und billige Transportwege und ein Nachlassen des schweren Druckes der westdeutschen Konkurrenz, die durch ihre günstigen natürlichen Produktionsbedingungen an sich schon einen Vorsprung hat.

Darge

Sport

Ausblick auf das Sportjahr 1929

Das vergangene Jahr hat für die schlesische Sportgemeinde viele Hoffnungen und Wünsche unerfüllt gelassen — aber der Sport erzieht zu einem gesunden Optimismus, der auch aus Niederlagen Energien gewinnt. Viele Ansätze lassen erkennen, daß das kommende Sportjahr in Schlesien die Vorgänger überreffen wird.

Im Wintersport sind wir führend. Schnee ist reichlich gefallen, und die Skiläufer haben die Zweckgymnastik mit dem Training im Gebirge vertauscht. Die Terminliste der wintersportlichen Veranstaltungen ist gegen das vorige Jahr an Umfang gewachsen. Krummhübel, Schreiberhau, Flinsberg haben sich am häufigsten eingetragen; Skiwettlauf und Springen, Rodel- und Bobrennen wechseln sich bis in den März hinein fast täglich ab. Gipfelpunkte sind die schlesische Bobmeisterschaft in Schreiberhau, das 3. deutsche Skimotorrennen (Skiläufer gezogen von einem Motorradfahrer) und die schlesische Skimeisterschaft in Flinsberg, die deutsche Rodelmeisterschaft in Krummhübel, die norddeutsche Skimeisterschaft in Flinsberg, die schlesische Staffelleisterschaft in Reinerz und der 9. internationale Skidauerlauf in Schreiberhau. Neben den drei großen Plätzen melden sich wieder Reinerz, Liebau und die Grenzbauden im Eulengebirge mit ihren neuen Sprungschancen, und zum erstenmale auch Silberberg, wo am Hahnenvorwerk ein entzückendes Skigelände vorzufinden ist. Zum ersten Male erscheint auch Grunwald auf der Liste mit der Skimeisterschaft der Breslauer Hochschulen — ein ausgezeichnete Gedanke, denn wir verfügen unter der Studentenschaft über einen guten

Nachwuchs. Jugendskitage, eine Einrichtung, die heute von den Schulen unterstützt wird, sind in Silberberg, Gottesberg, Landeck, Flinsberg angesetzt. Es ist vielleicht in der Allgemeinheit nicht bekannt, daß diese Jugendskitage, mit den Hunderten von frischen Jungen, die sich dabei tummeln, ein herzerquickendes Schauspiel sind. Die Städte in der Ebene schreiben Eiswettkämpfe aus. Der Breslauer Eislaufverein macht große Anstrengungen, seinen Sport zu heben. Die niederschlesische Eishockeymeisterschaft, die Kunstlaufmeisterschaft und ein internationales Kunstlaufen sollen stattfinden — falls es das Wetter erlaubt. Einen großen Tag hat Oppeln am 13. Januar, an dem es die deutschen Meisterschaften im Eiskunstlauf ausrichten soll. Görlitz will das Eishockeyspiel in mehreren Kampftagen propagieren. Alles in allem: ein Riesenprogramm, reichhaltig und vielseitig. Schlesien ist die führende Provinz im deutschen Wintersport.

Im Radsport gibt es ebenfalls große Ereignisse. Die Krisis scheint überwunden zu sein, die Massen strömen wieder zur Sportarena. Die Aufbauarbeit vieler Jahre trägt jetzt ihre Früchte: noch nie verfügte Breslau über eine so große Anzahl guter Fahrer, sowohl bei den Berufsfahrern wie bei den Amateuren. Erstaunlich ist vor allem, wie die kleinen Amateure sich entwickelt haben; der sportliche Ehrgeiz dieser jungen Leute ist nicht zu überbieten. Die Breslauer Fahrer erringen heute auf allen Winterbahnen Erfolge, und in Rieger besitzen wir einen Fahrer der ersten internationalen Klasse.

Die Leichtathletik steht noch mitten in der Krisis. Endlich haben die Führer eingesehen, daß es

nur die Wahl gibt zwischen einer Reform an Haupt und Gliedern oder dem Aufgeben aller großen Pläne. Noch einmal bietet das Glück die Hand: dem Breslauer Verband sind die deutschen Leichtathletikmeisterschaften zugeteilt worden. Im Juni werden wir auf der idealen Kampfbahn des Stadions alle deutschen Leichtathleten von Ruf versammelt sehen. Dieser Veranstaltung ist schon durch ihren Titel der Erfolg gesichert; wird es aber auch gelingen, das Hallensportfest und die Ostdeutschen Kampfspiele erfolgreich durchzuführen?

Im Stadion ist auch ein mustergültiger Hockeyplatz eingeweiht worden. Um den Hockey-Silberschild werden am 17. März die südostdeutschen Spieler gegen Mitteldeutschland zu kämpfen haben. Sie mußten vor kurzem eine vernichtende Niederlage durch Berlin hinnehmen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß sie Gelegenheit erhalten, sich an starken Gegnern zu üben.

Alle Versuche, den Berufsboxsport in Breslau einzuführen, sind fehlgeschlagen. Um so eifriger sind die Amateurboxer, die namentlich im Turnverein „Vorwärts“ eine ausgezeichnete Pflegestätte besitzen. Am 2. Februar steht dem Breslauer Boxsport ein großes Ereignis bevor: die deutsche Ländermannschaft wird gegen die Vertreter Polens kämpfen.

Die Schwimmer trainieren eifrig auf der vergrößerten Bahn des Breslauer Hallenschwimmbades, auf der Schubert bereits Rekord schwamm. Im August: deutsche Meisterschaften auf der neuen Schwimmbahn im Stadion!

Auch der Handball- und Fußballsport hat jetzt seine „season“: die südostdeutschen Handballspieler der DSB haben am 10. Februar in der Zwischenrunde des Handballpokals gegen Berlin zu kämpfen. Die Fußballvereine haben in monatelangen Kämpfen bei Wind und Wetter die besten Vertreter der Bezirke ermittelt. Man ist nicht wieder in den Fehler des Vorjahres verfallen, die Mannschaften durch eine unübersehbare Reihe von Spielen zu hetzen, sondern man hat durch Gruppenbildung das System vereinfacht. Hoffentlich verfügen die besten Vereine über genügende Kraftreserven, wenn es in die Entscheidungsspiele der deutschen Meisterschaften geht. Im März wird als größtes Ereignis der Kampf einer Breslauer Mannschaft gegen eine Wiener Berufsspielermannschaft geboten werden. Der deutsche Fußballbund aber vernachlässigt wie bisher den Osten und hat uns lediglich einen Länderkampf in Aussicht gestellt im Jahre — 1930.

Nur einige Sportarten sind herausgegriffen worden, die jetzt im Vordergrund stehen. Man erkennt überall große Pläne, Leben, Bewegung. Breslau will seinen alten Ruf als führende Sportstadt behaupten. Der Chronist vermag nur die Gipfelergebnisse zu verzeichnen; die große Masse der Vereine, die wertvolle Arbeit für das Wohl des ganzen Volkes leisten, kann er im einzelnen nicht herausheben. Er sieht nur die Spitze der Pyramide, nicht die Basis, die dem Bau Festigkeit gibt.

F. Wenzel

B ü c h e r

Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. — Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall. Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1928.

Reinhold Conrad Muschler hat das Verdienst, uns diese beiden wunderschönen Briefbände zugänglich gemacht zu haben. Der eine enthält die erste ungekürzte Ausgabe des bisher nur unvollständig veröffentlichten Briefwechsels zwischen der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff und ihrem Freunde Levin Schücking, der zweite die Geschichte der romantischen Liebe zwischen demselben Schücking und seiner Braut Louise von Gall, die sich brieflich kennen lernten, brieflich verlobten und allen Befürchtungen ihrer Freunde zum Trotz auf diese ungewöhnliche Art den Grund zu einer glücklichen Ehe legten. In seiner Einleitung zu dem ersten Briefband befaßt sich der Herausgeber mit den Mißdeutungen, denen das innige und zarte Freundschaftsverhältnis der Droste mit Schücking ausgesetzt war und verteidigt es mit warmem Verständnis, hat man aber erst die Briefe selbst gelesen, so begreift man nicht, daß dieses herrliche Lebensdokument überhaupt eine Verteidigung nötig hatte. Das Vorwort zu dem Briefwechsel des Brautpaares hat Professor Levin Ludwig Schücking-Leipzig, dessen sich viele von seiner

Breslauer Tätigkeit her gern und dankbar erinnern, geschrieben. Er gibt ein fesselndes Lebensbild der heute zu Unrecht ganz vergessenen Dichterin Louise von Gall und erzählt, wie es durch Freiligraths Vermittelung zu dem in scherzhafter Laune begonnenen Briefwechsel kam, der dann für die beiden Schreiber so tiefe Bedeutung erlangen sollte.

Die Herausgabe der Briefbände ist eine Tat von literarischem Wert, sowohl, was die drei Dichterpersönlichkeiten betrifft, als auch, weil sie ein Bild des literarischen und kulturellen Lebens der Zeit des Ausklanges der Romantik aufrollen. Viel wichtiger aber ist, daß sie ein menschliches Dokument sind, daß es Bücher sind, mit denen man leben, über deren Gegenwartsnähe man ihre literarische Bedeutung ganz vergessen kann. Das Ausnahmeverhältnis der drei Ausnahmemenschen zueinander hat heute nichts von seinem Reiz verloren, das Ursprüngliche, Echte, Unkonventionelle ihrer Beziehungen spricht zu uns ganz unmittelbar. Freilich sind die Umstände romantisch, aber die drei Menschen sind natürlich, bodenständig, seelisch gesund und verlieren sich nicht in die Überschwenglichkeit, die uns gelegentlich an den persönlichen Dokumenten vergangener Zeiten stört. Kräftig heben sich die individuellen Züge jedes einzelnen heraus: die warme Mütter-

lichkeit der Droste, die der komplizierteste, am stärksten von innerem Feuer durchwühlte Charakter ist, die männliche Bewußtheit Schückings, Louises Anmut und impulsive Natürlichkeit. Wir lieben diese Menschen, weil sie von unserem Fleisch und Blut sind. Aber eins haben sie uns voraus: sie schreiben Briefe, wie wir es heute nicht mehr können, mit dem Duft und Zauber alter Kultur und geruhsamen Plauderns. E. D.

Karl Rother, „Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten“. Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau 1928.

Aus der Erkenntnis heraus, daß Sprichwörter den Bilderreichtum einer Sprache, seelische Eigenart und Besonderheit des Temperamentes, auf heimatlichem Boden erwachsene Lebensweisheiten in reichem Maße erschließen und einen Einblick in die „lebendige Geschichte“ bieten, hat Karl Rother sich zur Sammlung und Herausgabe der „Schlesischen Sprichwörter und Redensarten“ entschlossen. Der vorliegende Band enthält mehr als 20 000 Sprichwörter. Die Sammlung beschränkt sich nicht nur auf die politischen Grenzen Schlesiens, sondern schließt das ganze Gebiet, in dem schlesische Mundart gesprochen wird, ein. Benützt wurden die wichtigsten Werke der Mundartschriftsteller und eine Auswahl des älteren hochdeutschen Schrifttums. Man erwartet vielleicht zunächst, daß Rother die einzelnen kennzeichnenden Sprichwörter nach ihrem Ursprung in Historie, Sage, Anekdote und Legende erklären würde. Die Ergänzung des Werkes nach dieser Seite bleibt wünschenswert. Zwischen gemein schlesischen Sprichwörtern und allgemein deutschen Volksredensarten, die uns nur in schlesischem Dialekt begegnen, wurde nicht unterschieden. Die Rother'sche Sammlung ist aber keineswegs ein langweiliges Kompendium oder Lexikon, da die Sprichwörter nach Sachgebieten geordnet wurden und dadurch die Leselust viel eher angeregt wird, als wenn nur eine Sichtung nach Stichworten erfolgt wäre. Die Hauptgruppen sind: Natur, Mensch und menschliche Gemeinschaft, Unterteile: Körper, Erkenntnis, Gefühlsleben, Sittlichkeit, soziales Gefühl, Rechtsgefühl, religiöses Gefühl, Willensleben, Familie, Nachbarschaft, Wirtschaftlichkeit, Stände. Derber Humor und ergreifende, zarteste Schönheit der Sprichwörter halten sich die Wage. Die Bedeutung des Rother'schen Unternehmens wurde schon im Anfang erkannt. Rother's Arbeit fand die Unterstützung der Breslauer Stadtbibliothek und Universitätsbibliothek, der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der Ober-

präsidenten von Nieder- und Oberschlesien, des Landeshauptmanns von Oberschlesien, des Magistrats von Breslau, einzelner Gemeinden und Landkreise und an der Geschichte der schlesischen Heimat interessierter einflußreicher Persönlichkeiten. Es ist zu hoffen, daß „Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten“ nicht nur in öffentlichen Bibliotheken eingestellt werden, sondern auch Aufnahme in den schlesischen Familien finden. J. Klepper

Die Universität zu Breslau. Im Auftrage von Rektor und Senat zur zweihundertjährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung des Universitätsbaus herausgegeben von Friedrich Andreae und August Grisebach. Berlin 1928, Deutscher Kunstverlag.

Am 6. Dezember vorigen Jahres waren zweihundert Jahre seit der Grundsteinlegung der Breslauer Universität, des einstigen Schulgebäudes der Jesuiten, verflossen. Zu diesem Jubiläum haben Rektor und Senat eine reich illustrierte Schrift herausgegeben, deren Text von dem Historiker Prof. Andreae und dem Kunsthistoriker Prof. Grisebach verfaßt ist. Andreae gibt eine reif und sicher geschriebene, in voller Beherrschung des weitschichtigen Materials verfaßte Geschichte des Eindringens der Jesuiten in Breslau, ihres zähen Vorwärtsschreitens innerhalb einer feindlich gesinnten protestantischen Bürgerschaft, ihres Sieges, der seine Krönung in der Errichtung des großen Schulgebäudes erhält und endlich ihres Verschwindens nicht lange nach der Aufhebung des Jesuitenordens. Professor Grisebach erzählt die Baugeschichte der Universität, aber nicht in trockener Beschreibung, sondern in sorgfältigster Stilisierung, die auch den künstlerischen Gehalt dieses edlen Barockbaus in Worte zu fassen weiß. Dabei wird das Thema allenthalben aus dem provinziellen Rahmen herausgehoben und in die Weite allgemeiner deutscher Barockgeschichte gestellt. Eine Zeittafel der auf die Universität bezüglichen Ereignisse, fortgeführt bis zur Gegenwart, wird vielen willkommen sein.

Der Bilderschmuck setzt sich zum größten Teil aus den musterhaften Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle zusammen, wozu noch einige Aufnahmen des Breslauer Photographen Silber und die Wiedergabe einiger alter Zeichnungen treten. Man findet hier nicht nur das schon öfters reproduzierte Äußere, sondern auch manche Innenaufnahme vor, die den Blick auf die noch nicht genügend gewürdigte Schönheit von Treppen und Gängen lenkt. Das Büchlein, mit gleicher Sorgfalt des Inhalts wie der Ausstattung gearbeitet, wird für die Breslauer Universität, eine der schönsten in Deutschland, gewiß viele Freunde werben. Landsberger

Neue Bücher zur schlesischen Geschichte

Nur selten erfährt die weitere Öffentlichkeit von der Arbeit, die in stiller Gelehrtenstube geleistet wird, um all denen, die eigene Studien nicht treiben können, die Möglichkeit zu geben, sich rasch über ein Gebiet zu orientieren.

Nach jahrelangen Vorbereitungen liegt nunmehr der erste Band der „Schlesischen Bibliographie“ vor, herausgegeben von der Historischen Kommission von Schlesien. (Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau und Oppeln.) Dieser erste Band gibt die

Bibliographie der Schlesischen Geschichte, zusammengestellt von Viktor Loewe. Was es heißt, ein Titelmateral von über 7000 Stück so zu verarbeiten, daß auch der Laie rasch in der Lage ist, sich über die Bücher zu unterrichten, die ein gerade ihn interessierendes Gebiet der schlesischen Geschichte behandeln, ist nur schwer anzudeuten. Der Name des Verfassers, der in der Wissenschaft von den Büchern einen weit über Schlesien hinausgehenden Ruf hat, bürgt für sorgsamste Zusammenstellung. Daß man natürlich hier und da noch einzelne Wünsche haben wird, tut der Beurteilung des Werkes als solchem keinen Abbruch. Wir nennen aus dem reichen Inhalt nur ein paar Kapitelüberschriften: Allgemeine Geschichte Schlesiens und der einzelnen Territorien, Die Stadt Breslau, Das Bistum Breslau, Evangelische Kirchengeschichte, Das Judentum, Wirtschaftsgeschichte u. a.

Dem Buche ist ein Autoren- sowie ein Personen- und Ortsregister beigelegt.

Gleichzeitig mit diesem, nun für viele Jahrzehnte die Grundlage für jede Beschäftigung mit der schlesischen Geschichte bildenden Werke erschien ein Literaturnachweis: Deutsches Grenzland-Oberschlesien, herausgegeben von Karl Kaisig und H. Bellée unter Mitarbeit von Lena Vogt, im Verband der ober-schlesischen Volksbüchereien E. V., Kommissionsverlag: Oberschlesische Heimatverlags- und Versandbuchhandlung, Gleiwitz. Man kann es verstehen, daß neben der großen wissenschaftlichen schlesischen Biographie den besonderen Bedürfnissen Oberschlesiens entsprechend ein Werk erscheint, das sich andere Ziele gesetzt hat. Oberschlesien verfügt ja nicht über so große wissenschaftliche Bibliotheken wie Niederschlesien; infolgedessen wird dieses Buch dem gebildeten Laien oftmals die einzige Möglichkeit bieten, sich Bücher über die Geschichte seiner Heimat zu verschaffen. Der Aufbau des Buches gliedert sich in einen Absatz Geschichte, ferner Geistesleben, Volkskunde, Gesundheitswesen und Wohlfahrtspflege, Na-

turereignisse, die ober-schlesische Frage und ihre Lösung. Drei ausgezeichnete Register, von denen vor allem das geographische bemerkenswert ist, erleichtern die Benutzung dieser Bücherkunde, auf die Oberschlesien ganz besonders stolz sein kann, weil sie der Welt zeigt, daß in diesem Lande nicht nur werktätig Tag und Nacht gearbeitet wird, sondern daß man auch mit großem Erfolge bestrebt ist, im Geistesleben der Nation seinen Platz zu behaupten.

Schließlich möchten wir noch von dem Fortschritt eines sehr umfassenden Werkes zur schlesischen Geschichte Kenntniss geben. Von den Regesten zur Geschichte unserer Heimat ist eine weitere Doppellieferung erschienen, die die Jahre 1338 bis 1342 umfaßt. Als Herausgeber zeichnen Konrad Wutke und Erich Randt namens des Vereins für Geschichte Schlesiens und der Historischen Kommission für Schlesien (Trewendt und Granier, Breslau). In diesen Regesten, dies sei für den Nichthistoriker gesagt, werden die Nachrichten, die von irgendwoher, sei es aus Chroniken, Urkunden oder Grabsteinen stammen, nach dem Datum, auf das sie sich beziehen, zusammengestellt. Auf diese Weise wird für eine spätere Darstellung der schlesischen Geschichte der Rohstoff bereitgestellt. Aber auch diese Regesten, die unmittelbar in die Ereignisse hineinführen — es ist die Zeit, wo Johann König von Böhmen und Polen gewesen ist — geben ein lebendiges Bild von den Geschehnissen jener Jahre.

Auch hier ist sorgsamste Gelehrtenarbeit geleistet worden, und es bleibt zu hoffen, daß das Werk in nicht allzuferner Zeit zu dem gewünschten Abschluß gelangt.

Es ist sicher, daß die vielen Wanderer, die heute mehr als früher an den Wochenendtagen in das schöne Land Schlesien hinausgehen, von diesen kleinen Reisen einen größeren Genuß haben, wenn ihnen auch die Geschichte der Orte, die sie durchwandern, vertraut ist. Aus diesem Grunde bleibt zu wünschen, daß die Beschäftigung mit schlesischer Geschichte in immer weitere Kreise unserer Provinz dringt.

Dr. Willy Cohn

Ein neues Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. N. F. IX. Band. Breslau 1928

Rascher, als man erwartete, ist ein neuer, und zwar der neunte Band des Jahrbuches des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer erschienen. Er ist eine Festgabe zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Karl Masner, dem früheren Leiter des Breslauer Kunstgewerbemuseums, der sich um dieses Museum unvergängliche Verdienste erworben. Schlagen wir den stattlichen, mit schönen Tiefdrucktafeln und zahlreichen Textabbildungen versehenen Band auf, so grüßt uns der Jubilar aus einem von Max Glauer in Oppeln ausgezeichnet getroffenen Bilde. Und noch einmal begegnen wir den Zügen Karl Masners am Schluß des Bandes auf einer nach einem Modell Theodor Gosens gegossenen Eisenplakette, bewußt so angeordnet von Erwin Hintze, als eine feine Huldigung an seinen früheren Direktor und Mitarbeiter.

Freunde, Verehrer und Fachgenossen haben sich zusammengefunden und zum Zeichen ihrer Verehrung und Dankbarkeit einen kleineren oder größeren wissenschaftlichen Beitrag über irgend ein Thema aus der schlesischen Kunstgeschichte beige-steuert. Von auswärtigen Fachgenossen haben sich mit je einer Abhandlung der frühere Generaldirektor der Berliner Museen, Otto v. Falke, der jetzige Direktor des Berliner Schloßmuseums, Robert Schmidt, und der Direktor des Landesgewerbemuseums in Stuttgart, Pazaurek beteiligt, drei Männer, die Karl Masner unter seinen auswärtigen Fachgenossen besonders nahe stehen.

Auch dieser Band trägt mit seinen 22 chronologisch geordneten Beiträgen neue wertvolle Bausteine zu dem noch ungeschriebenen Monumentalwerk der schlesischen Kunstgeschichte herbei. Masners Nachfolger

in der Leitung des Museums, Prof. Seger, berichtet in dem ersten Aufsatz über drei prähistorische Bronze-funde in Tschwirtschen (Kr. Guhrau), Ober Meidnitz (Kr. Sagan) und Lorzendorf (Kr. Namslau). Bei allen drei Funden aus dem 11., 10. und 5. Jahrhundert v. Chr. handelt es sich um Stücke, die als Import aus Ungarn bzw. Nordostdeutschland (Westpreußen u. nördlicher Teil der ehem. Provinz Posen) und aus dem Süden (Alpenländer und Norditalien) zu gelten haben, und die wertvolle Aufschlüsse über die Handelsbeziehungen der damaligen Bevölkerung in Schlesien vermitteln. Martin Jahn deckt dann in einer Zusammenstellung der bis jetzt bekannt gewordenen schlesischen Bodenfunde skythischen Charakters größere Zusammenhänge in dem schweren Völkerringen, wie es sich in dem letzten Jahrtausend v. Chr. auf schlesischem Boden abspielte, auf. Über einen im Frühjahr 1927 in einem Gutshof von Schosnitz gemachten Münzfund, der um das Jahr 940 vergrabene Münzen, islamische Dirhems, zu Tage förderte, berichtet H. Seger.

Die Anfänge des monumentalen Stils in Schlesien führen uns an die Schwelle der historisch faßbaren Zeit unserer Provinz. Georg Lustig, der sich die Deutung der Zobtenheiligtümer zu einer Lebensaufgabe gemacht hat und Schritt für Schritt das Dunkel lichtet, stellt nun diese Denkmäler in den großen Zusammenhang der deutschen Romantik und findet in ihnen den zeichnerischen und streng linearen Stil Norddeutschlands (Rogkerus-Schule) wieder. Auch zur Frage der Klostergründung auf dem Zobtenberg werden von Lustig neue beachtenswerte Argumente beigebracht. Aus der ersten frühesten Zeit künstlerisch architektonischen Schaffens in Schlesien greift Werner Güttel die St. Vinzenzkirche auf dem Elbing heraus und kommt bei dem Versuch einer Rekonstruktion zu dem Schluß, daß diese Kirche als eine dreischiffige romanische Längsbasilika ohne Querschiff und Osttürme mit dreiapsidalem Chorabschluß gebildet war. Von woher der damals moderne Gedanke dieser Kirchenform nach Schlesien kam, läßt sich bei der weiten Verbreitung dieses Typs im Westen wie im Süden heute kaum mehr beantworten. Mehrere Aufsätze sind der spätgotischen Malerei gewidmet. Heinz Braune weist dem Meister des Barbaaraaltars ein Veronikabild aus der Liebfrauenkirche in Liegnitz zu und sieht vielleicht in Nicolaus Smid den Künstler. Paul Knötel bekennt sich bei der Rekonstruktion des Pleydenwurff-Altars zu der älteren These, daß der Meister des Barbara-Altars nicht in Schlesien, sondern in Nürnberg zu suchen sei. Conrad Buchwald vermag zwei dem Kunstgewerbemuseum gehörende Tafelbilder als Bilder eines Zyklus von elf Gemälden nachzuweisen, die für die Wände eines 1489 durch den Prior Joh. von Bonn erbauten Kapelle des hl. Bruno in der Karthause in Köln von elf Fürsten gestiftet worden waren. Erich Wiese weist dem Meister des Lukasaltars in Maria-Magdalena einen Altar, eine Madonna und drei Heiligenfiguren zu. Ich selbst habe in einem Kapitel sämtliche mir bekannt gewordenen mittelalterlichen Maßgewänder in Schlesien katalogisiert und die zuerst von Klingelschmidt behauptete und neuerdings auch von Karl Witte (Köln) aufgenommene These von der Erfindung gewisser Typen in der Mainzer Stickschule widerlegt und die schlesischen Arbeiten in Parallele zu anderen deutschen spätgotischen Stickereien gestellt. Von der Erwerbung eines von einem Georg Christ. Hofmann um 1700 verfaßten, aber nicht gedruckten Buchmanuskripts über die Münzsammlung des großen Mäzens Thomas Rehdiger erfahren wir durch einen Aufsatz von Ferdinand Friedensburg.

Vor 25 Jahren hatte Karl Masner in seinem Jahrbuch, angeregt durch den prächtigen Eulenkrug aus dem Hause Radziwill seines Museums, zum ersten Mal diesen Fayence-Eulen ihren Platz in der Geschichte der deutschen Renaissancekeramik zugewiesen. Otto v. Falke zieht nun in einem Aufsatz „Fayence-Eulen“ das Facit aus den Ergebnissen der Forschung in den letzten beiden Jahrzehnten, die die Entstehung dieser prächtigen keramischen Vögel in eine Werkstatt in Brixen und ihre Herstellung in die Zeit von 1540 bis 1561 verweist. Robert Schmidt referiert über neu aufgefundene Gläser von Georg Schwantaler d. Ä. Besonders wertvoll ist der Beitrag von Max Schneider über die musikhistorische und musiktechnische Bedeutung zweier in dieser Hinsicht einzigartiger Musikinstrumente des Kunstgewerbemuseums, eines automatisch betriebenen Spinetts von Samuel Bidemann aus dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und eines Orgelportativs von Johann Hoferichter von 1657. Ein neuer schlesischer „Büttenmann“ in Breslauer Privatbesitz wird von Christian Gündel als eine Kopie nach einem Hillerschen Werke von der Hand des Jauerschen Goldschmieds Johann Valentin Engelbrecht (um 1720) festgestellt. Ein kulturgeschichtlich hochinteressantes Glas mit Darstellungen des Freispruches eines Preußlerschen Familienmitgliedes und der Einrichtung der Preußlerschen Glashütte an der Weißbach in Emailmalerei wird von seinem früheren Besitzer Herrn Geh. Rat Partsch eingehend beschrieben. Heute ist es Eigentum unseres Kunstgewerbemuseums. Der Aufsatz von Alfons Nowack über Gläser der Breslauer Altaristenbruderschaft hat ebenfalls einen kulturgeschichtlich höchst interessanten Hintergrund. Bis zum Eintritt des Kulturkampfes bestanden an den Breslauer protestantischen Kirchen von St. Elisabeth und St. Maria Magdalena noch zwei Altaristenbruderschaften. Täglich wurden bis dahin in beiden Kirchen von protestantischen Choristen noch die „horae canonicae“ (ein rein katholischer Brauch!) gesungen. Einige noch erhaltene Gläser dieser Bruderschaften befinden sich heute im Breslauer Diözesanmuseum.

Walter Nickel entdeckt in zwei Gipsfiguren der Matthiasgymnasialkirche Arbeiten von Joseph Matternberger, der von 1800—1825 an der Breslauer Kunstakademie tätig war. Pazaurek behandelt einige Hauptarbeiten des tüchtigen Edelsteinschneiders Friedrich Siebenhaar (1814/95), darunter auch die Rauchtopassäule für Karl v. Holtei im Breslauer Schloßmuseum. Heinrich Götz geht der Lebensgeschichte des Breslauer Photographen Hermann Krone nach und bringt schöne Wiedergaben von Daguerreotypien aus Krones früher Zeit in Breslau. Den Beschluß bildet eine umfangreiche Abhandlung Erwin Hintzes über Berliner Privatunternehmer für Eisenkunstguß, die erste wissenschaftlich-kritische Arbeit auf diesem Gebiete.

Es ist hier nicht der Ort zu einer kritischen Stellungnahme gegenüber den einzelnen Beiträgen. Eins wird aus diesem Bande besonders deutlich, wie viel Fragen heute noch in der schlesischen Kunstgeschichte der Lösung harren, wie viel Kräfte aber auch überall am Werke sind, die auf diese Lösung hinarbeiten.

Alfred Schellenberg.

Bücher-Eingang

Roland Betsch — Franz Eberlin, Acht Hütten-tage.

Ein amüsantes Lehrbuch mit vielen Bildern.
Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau

Kind und Heimat

Spiel und Technik

Zwischen den Kindern und der Technik herrscht eine enge Freundschaft. Vielleicht stammt sie daher, daß die Technik auch Spielzeug ist; ja, vielleicht sagen wir besser, sie ist zu allererst Spielzeug. Denn alle technische Erfindung hat ja ihren Ursprung im Basteln. Wenn wir aber die ersten Modelle bedeutsamer, dem täglichen modernen Leben unentbehrlicher Erfindungen zu sehen bekommen, so muten sie uns wie Spielzeug an.

Wie hat die heutige Technik die Welt mit Spielzeug überschüttet! Mit Flettner-Rotor, Autos, Flugzeugen, Motorrädern; ja selbst Staubsauger und Fönapparate haben etwas vom Spielzeug an sich. Deshalb hat sich das Kind der Jetztzeit auch kaum noch Spielwaren zu Weihnachten gewünscht, weil ja das wirkliche Grammophon, das wirkliche Telephon, der wirkliche Radioapparat, das Motorrad, das Auto das schönste Spielzeug sind. Warum begeistert man sich am

Motorrad, am Radio? Die Leidenschaft für Autos, Motorräder ist vor allem erklärt durch die Möglichkeit, schrankenlos spielen zu können. Wieviel Gänge, Schaltungen, Hebel, Knöpfe stehen da zu Gebote! Die Radio-Apparate aber sind als Spielzeug ebenso wichtig wie als Vermittler dieser oder jener Unterhaltung und Belehrung. Es lockt, den Knopf zu drehen und spielerisch nach den Lauten der ganzen Welt zu jagen. Hier kann der Wille zur Macht auf seine Kosten kommen. Man braucht sich keine Wunder in Märchen erzählen zu lassen — im Radio erhält das Kind von heut schneller Kunde aus Rom und Kopenhagen, als sie im Märchen je ein fliegender Koffer herbeiholen konnte. Selbst der Umschalter des neuen Schreibmaschinentyps, der Selbstwähler des Telephons erfreuen, weil sie unzählige Möglichkeiten geben, zu verbinden, zu wandeln — zu spielen.

Je größer aber die Fortschritte der Technik sind, desto mehr wachsen die Ansprüche der modernen Kinder, die voller Freude am Neuen das einmal Begonnene rasch weiter ausgestalten möchten. Das vergangene Weihnachtsfest hat bewiesen, daß man Spielzeuge nur noch dann will, wenn sich mit ihnen neue Möglichkeiten für die Wirklichkeit, für das tagtägliche Leben ausprobieren lassen. Deshalb verlangte jedes Kind auch, daß die ihm geschenkten Spielwaren das neueste Modell, den letztherausgekommenen Typ darstellen. Sonst haben sie keinen Sinn. Im täglichen Leben sehen wir noch unzählige Dampfeisenbahnen — in unseren Kinderzimmern gibt es wirklich keine altmodischen heizbaren Lokomotiven mehr, sondern nur noch durch Elektrizität betriebene. Und während wir auf unseren wirklichen Bahnhöfen oft umständlich und zeitraubend nach Telephonzellen suchen müssen, stehen auf jedem Spielzeugbahnhof an jeder Ecke deutlich sichtbare, erleuchtete Fernsprechkabinen.

Mit den einfachsten Steinen des neuen Weihnachtsbaukastens wurden ganz neue Möglichkeiten des Städtebaus entdeckt. Der Erwachsene gewöhnt sich erst langsam an die Neuerungen im Stadtbild, das Kind setzt das, was einmal angefangen ist, voller Ungeduld, doch mit Überlegung und Kühnheit fort.

Was man da ausprobierte und entwarf, hat man uns in Zeichnungen als Vorschläge zugesandt, und wir veröffentlichen gern davon eine Probe. J. Kl.

Kinderzeichnung einer modernen Stadt



Schlesisches Simmereich

Grenzen

Die Hundehütte, inhaltleer,
Fühlt doch sich von Respekt umzogen,
Denn Fremde gehn in weitem Bogen,
Mit scheuen Blicken um sie her.

So steht sie stolz und spielt den Spitz
Und denkt: Was brauch' ich einen Mieter?
Ich bin so gut des Hauses Hüter
Wie solch geschwänzter Flöhesitz!

Nur nächstens pakt sie dann und wann
Melancholie mit dumpfer Schwere,
Und eitel däucht sie alle Ehre,
Weil sie doch niemals bellen kann.

Friedrich Keller

Der Maler Fritz Erler als Regisseur

Der Maler Erler beteiligte sich an der Inszenierung des Hamlet. Dabei hatte er streng vorgeschrieben, daß die Ophelia zuerst 2 große aufgerollte Haarschnecken tragen sollte, als Wahnsinnige aber mit aufgelösten Flechten zu erscheinen habe. Bei der Generalprobe nun ereignete sich das Unglück, daß sich eine der Schnecken schon in einer früheren Szene aufrollte. Entsetzt wendete er sich an den Regisseur: „Ja, wenn sich jetzt schon das Haar löst, woran soll denn dann das Publikum merken, daß sie wahnsinnig ist!“

Aus Bab: Das Theater der Gegenwart.

Galgenhumor

Ein Soldat, der schon drei mal desertiert war, sollte nunmehr hängen. Er stand unter dem Galgen, der Henker legte ihm den Strick an und zog ihn in die Höhe. Ehe er aber hinauf kam, riß der Strick und der Kerl stand wieder unten. Der Henker fluchte und sagte: „Tausend Teufel, das ist mir in meinem Leben noch nicht passiert.“ „Mir auch noch nicht“, erwiderte der Soldat.

Bresl. Erz. 1833.

Wie sag ich's meinem Komponisten?

D'Albert gab in Breslau einen Klavierabend. Gleichzeitig studierte das Stadttheater „Tiefland“ neu ein. Die Intendanz lud d'Albert zur Generalprobe ein, sehr zum Mißvergnügen des Generalmusikdirektors Prüwer.

Der Komponist hatte fortwährend etwas auszusetzen. Ein paarmal klopfte Prüwer das Orchester wütend, aber noch korrekt ab: „Also, bitte, noch einmal von Nummer so und so.“

Schließlich aber platzte ihm die Galle geräuschlos: „Also, meine Herren, bitte noch einmal von der Verdilstelle.“

D'Albert hat nicht mehr unterbrochen.

Aus dem Berliner Börsencourier

Eine Heiratsannonce vor 100 Jahren

Aus einer alten Zeitung von 1812 sendet man uns folgende idyllische Heiratsannonce:

„Vier honette, sehr schöne, 18 bis 24 Jahre alte Mädchen, guter Erziehung, vom Lande, wo jede vier Tausend Gulden Heiratsgut erhält, wünschen in einer größeren Stadt durch Heirat bald eine Versorgung zu finden. Sie schmeicheln sich, gute Hauswirtinnen zu werden, jeder Wirtschaft gewachsen zu sein und nur wegen der Abgelegenheit des Mutterortes von anständigen Heiratslustigen ungesucht zu sein; sie sehen mehr auf Geschicklichkeit und auf Rechtschaffenheit als auf Vermögen. Um das Nähere können nicht über vierzig Jahr alte, mit keinem leiblichen Gebrechen behaftete Subjekte sich schriftlich erkundigen mit der Anschrift: „Suchet, so werdet Ihr finden.“ Abzugeben im Verlagsbüro des Intelligenzblattes.“

Schildbürger

Ein älteres Ehepaar hatte sich auf dem Lande ein neues Wirtshaus eingerichtet. Alles war zum Empfang der Gäste vorbereitet, doch Gäste kamen nicht. Das Geld der Eheleute ging zu Ende. Die Frau besaß nur noch ein 10 Pfennigstück. Ein kleines Fäßchen Korn stand unangefangen da. „Weißt Du,“ sagte die Frau eines Morgens zu ihrem Mann, „ich kaufe Dir für 10 Pfennig ein Korn ab.“ Der Mann goß ein, empfang das Geld. „So,“ sagte er, „jetzt kann ich Dir ein Korn abkaufen.“ Der Frau leuchtete das ein. Worauf dem Mann offenbar ward, daß nunmehr seine Frau das Recht habe, ein Korn zu kaufen. Und so fuhren sie fort, sich gegenseitig Korn zu verkaufen. Am Abend war das Fäßchen leer.

Werner Rothe